

In Ulrich Otto & Petra Bauer (Hg.) (2005). *Mit Netzwerken professionell zusammenarbeiten. Bd. 1: Soziale Netzwerke in Lebenslauf- und Lebenslagenperspektive* (S. 85-131). Reihe: „Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung“ Bd.11, hgg. von B. Röhrle & G. Sommer. Tübingen: dgvt-Verlag.

Sozialtheoretische und -interventorische Paradigmen im Licht der sozialen Netzwerk- und Unterstützungsperspektive

– Konvergenzen und Herausforderungen

Die Netzwerkperspektive wird nicht nur im Rahmen der Netzwerk- und Unterstützungsforschung im engeren Sinne ausgearbeitet – theorie- ebenso wie interventionsbezogen –, sondern sie hat vielfältige theorieorientierte Anschlussstellen zu benachbarten disziplinären und professionellen Konzepten – wiederum: forschungs- wie anwendungsbezogenen. Zu nennen sind als ihre disziplinären Bezüge die Sozialpädagogik/Sozialarbeit, Sozialpsychologie, Arbeits- und Betriebspsychologie, Stress- und Belastungsforschung, Rehabilitationswissenschaften (vgl. Bengel & Koch, 2000), Lebenslaufforschung, Soziale Gerontologie, Pflege- und Gesundheitswissenschaften, Gemeindepsychologie, daneben Familienforschung, Ätiologieforschung, Psychotherapieforschung, systemische Therapieansätze u.a.

Innerhalb dieser disziplinären Bezüge sollen im Folgenden einige durchaus prominente Konzepte herausgegriffen werden, die u.a. durch sehr unterschiedliche Verhältnisse theoretisch-analytisch-forschungsbezogener und praktisch-konzeptionell-interventorischer Anteile kategorisiert werden könnten.¹ Sie verdeutlichen den hohen Stellenwert der Thematik sozialer Unterstützung in sozialen Netzwerken und darauf gerichteter Förderung, sie veranschaulichen die unterschiedlichen begrifflichen und theoretischen Strategien, die hinsichtlich der analytischen Durchdringung dieses Problemfeldes gewählt werden – wobei teilweise implizit oder explizit Begriffskonzepte und Theoriestücke der Unterstützungs- und Netzwerkforschung ziemlich eindeutig übernommen werden. Und da wo letzteres nicht ge-

¹ Dieser Aufsatz stellt die überarbeitete und stark erweiterte Fassung eines Aufsatzes dar, der zuerst im Archiv für Wissenschaft und Praxis Sozialer Arbeit (CHE-Kernzeitschrift), H. 4, 2004, erschienen ist.

schieht, machen die Konzepte bisweilen deutlich, wie sehr ihnen ein theoretisches Konzept mittlerer Reichweite gut täte, wie es die Netzwerk- und Unterstützungsperspektive darstellt.² Dabei soll mit Bezug auf theoretische Merkmale als auch auf inhaltliche Dimensionen auf einige Gemeinsamkeiten aufmerksam gemacht werden, die bei aller je unterschiedlichen Gewichtung und theoretischen Ausarbeitung, bei allen unterschiedlichen empirischen und theoretischen Bezugnahmen wie konzeptionellen Anknüpfungen sowohl die nachstehenden als auch viele hier nicht wiedergegebene Debatten aktueller Sozialer Arbeit, Gerontologie und Pflege zu verbinden scheinen. Die Auswahl der Bezugnahmen beansprucht weder, vollständig noch systematisch zu sein. Stattdessen lässt sie sich a) von der Aufnahme wichtiger aktueller Diskurse, b) von der Nähe der Bezüge und/oder c) von Überlegungen leiten, dass durch den jeweiligen Referenzansatz spezifische Potenziale der Netzwerkperspektive besonders gut verdeutlicht werden können. Die große weitere Klasse möglicher zu berücksichtigender Diskurse zu institutionellen Netzwerk- und Vernetzungsperspektiven (vgl. dazu den zweiten Halbband des vorliegenden Werkes) wird hier nicht berücksichtigt.

1. Konzepte der Lebenswelt- und Alltagsorientierung

Informelle, netzwerkbezogene Unterstützungsbezüge beruhen auf der Verflechtung von Hilfesuche und Hilfe in andere alltägliche Beziehungen und Interaktionen. Sie basieren auf zwischenmenschlicher und gegenseitiger Hilfe als Teil einer vielfältigen Beziehung unter Einschluss auch anderer Kontaktqualitäten zwischen den mehr oder weniger eng verbundenen Parteien über längere oder kürzere Zeiträume (vgl. Kaplan & Cowen, 1981). Vor diesem Hintergrund lässt sich der Bezug auf die soziale Um- und Mitwelt und deren Verständnis als Quelle sozialer Unterstützung mit der Theorie der Lebenswelt fundieren, die jenen Wirklichkeitsausschnitt bezeichnet, zu dem das Subjekt Zugang hat und in dem es sich zu Hause fühlt. Lebenswelt als die die Subjekte umgebende Wirklichkeit unter Einschluss anderer Personen, mit denen sie durch eine Wir-Beziehung verbunden sind, die sich durch gemeinsame Orientierungen, Werte und Normen herstellt, ist intersubjektiv und fraglos gegeben.

Die Lebenswelt hat ihren Ausgangspunkt im Alltag als einem wiederkehrenden eingeschlifenen Ablauf. Die Möglichkeit, in sozialer Alltäglichkeit routinemäßig handeln zu können, entsteht unter Inanspruchnahme materieller und sozialer Unterstützung und im Wissen um die Verlässlichkeit der Lebensbedingungen. Das dabei entstehende Vertrauen auf vorhandene Kräfte in und außerhalb der Person ist für das psychische und physische Wohlbefinden gleichermaßen bedeutsam. Wenn Anforderungen oder Belastungen auftauchen, die das Subjekt nicht im Kontext seines Sinnhorizonts deuten und – auch im Kontext seiner le-

² Die überaus große Heterogenität „der Netzwerk- und Unterstützungsperspektive“ in begrifflich-konzeptueller Hinsicht (vgl. z.B. Grunow, 2000) soll damit nicht verdeckt, kann aber im vorliegenden Beitrag auch nicht diskutiert werden.

bensweltlich gegebenen sozialen Ressourcen (u.a. aus dem sozialen Netzwerk) – lösen kann, kann das Vertrauen erschüttert werden.

Ähnlich wird dies auch im Konstrukt der „Lebensführung“ konzeptualisiert, die stets und notwendig in soziale Bezüge eingebunden ist und insofern „nicht ´monadologisch´, sondern immer auch sozial konstituiert (ist; U. O.). (...) Die Anforderungen (des alltäglichen Lebens; U. O.) werden in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Subsystemen und Institutionen sowie den entsprechenden Interaktionszusammenhängen manifest und müssen in das jeweilige System alltäglicher Lebensführung eingebaut, in ihm abgeglichen und verarbeitet werden. Damit ist Lebensführung der *systematische Ort*, an dem Personen (...) auch ihre sozialen Beziehungen sachlich, zeitlich, symbolisch und emotional *integrieren* und in sicherlich stets prekärer Balance *auf Dauer stellen*“ (Kudera, 1995, S. 88; Herv. i. Orig.).

Die Theorie der Lebenswelt – wiewohl kürzlich als ein „aus den Bezugswissenschaften Philosophie und Soziologie entnommener Frischimport“ (Küster & Thole, 2004, S. 214) bezeichnet – nimmt z.B. in der Konzeptentwicklung und Theoriebildung Sozialer Arbeit schon länger einen prominenten Stellenwert ein (vgl. Thiersch, 1992, 1995; sowie die Beiträge in Grunwald & Thiersch, 2004). Zumindest bei den auf Soziale Arbeit bezogenen Ausführungen geht es im folgenden nur um deren hier erst gut 25-jährige Ausbuchstabierung. Inzwischen wird sie in zunehmendem Maße auch von der Sozialen Altenarbeit und Sozialen Gerontologie³ und der Pflegewissenschaft⁴ angeeignet bzw. in Pflegekontexten diskutiert⁵, ebenso in der Diskussion zur Gesundheitsförderung (vgl. Stark, 1989). Daneben wird z.B. im Kontext der Gesundheitswissenschaft ebenso auf lebenslaufbezogene Konzepte rekurriert (vgl. z.B. Hurrelmann, 1991) wie in der sozialwissenschaftlichen Gerontologie.⁶ Praktisch-konzeptionell gewendet agiert „lebensweltorientierte Soziale Arbeit in den Ressourcen und Spannungen der sozialen Bezüge“ (Grunwald & Thiersch, 2004a, S. 34). Auf die Lebenswelt-Thematisierung in den Stammdisziplinen der Soziologie und Philosophie wird dabei hier nicht weiter eingegangen.

An einem Beispiel aus dem *Feld der Pflege* lassen sich viele zentrale Punkte ganz knapp verdeutlichen. Dabei geht es ganz wesentlich auch um die Verzahnung von professionellen Dienstleistungskonzepten mit lebensweltlich-netzwerkbezogenen Ressourcen. Die in vielen Diskursen verbreiteten zeitdiagnostisch-negativen Einschätzungen der Verlässlichkeit sozialer Netzwerkressourcen (vgl. zwei weitere Beiträge von Otto, in diesem Band) kommen hier zusammen mit der Überzeugung, dass ein gelingenderer und verlässlicherer Alltag möglicherweise Interventionen braucht, die auf die Stützung lebensweltlicher Ressourcen – und darin ganz zentral Netzwerkressourcen – zielen. Lebensweltorientierte Pflege-theorien

³ Vgl. z.B. Otto & Bauer (2004); Kleiner (2001, S. 39ff.); Schmidt (1997); Schmidt & Klie (1998); Zeman & Schmidt (2001, S. 262f.); Dittrich (2001).

⁴ Vgl. z.B. Scheffel (2000); Braun & Schmidt (1997); Entzian (1999); Brandenburg (1998); Schmidt (2001, S. 97) mit dem Begriff „lebensraumorientierte Pflege“; Jansen (1997) mit dem Begriff „lebensweltorientierte Pflege-theorie“.

⁵ Vgl. z.B. Görres & Friesacher (1998); mit Bezug auf den stationären Bereich Heinemann-Knoch & Schönberger (1999); mit Bezug auf ambulante Pflege Zeman (1999); mit Bezug auf Demenz z.B. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 35 (3), 2002.

⁶ Vgl. z.B. vielfältige Beiträge der Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (www.fall-berlin.de).

rekurrieren wesentlich auf den Aspekt der Intersubjektivität von Lebenswelt, in in der Praxis der Altenpflege „grundsätzlich Beziehungen zwischen zu Pflegenden und deren Angehörigen, Beziehungen zwischen zu Pflegenden und Pflegenden oder Angehörigen anderer ‘Gesundheitsberufe’ sowie Beziehungen zwischen Angehörigen und Pflegenden oder Angehörigen anderer Gesundheitsberufe“ (Scheffel, 2000, S. 69) umfassen.

Die weithin entfachte Diskussion über Lebenswelt sei „Indiz einer Krise, die nicht nur in einem gestiegenen Maß Gesundheit gefährdet, sondern auch bedeuten kann, dass im Fall von Krankheit keine alltagsstabilisierenden Ressourcen zur Verfügung stehen. Eine lebensweltorientierte Pflege kann sich also nicht darauf verlassen, auf vorhandene Ressourcen zu treffen, die es nur in Anspruch zu nehmen gilt; es kann im Interesse der Wiederherstellung eines verlässlichen Lebensraums auch nötig sein, in Kooperation mit anderen Sozial- und Gesundheitsdiensten verschüttete Ressourcen ausfindig zu machen und/oder neu aufzubauen“ (Schachtner 1996, S. 200). Und die Verbindung von Lebenswelt- und Netzwerkorientierung fördere als theoretische Perspektive die Möglichkeit, das Subjekt in seiner sozialen Existenzweise zu erfassen – ein zentrales Korrektiv, wenn die „Intersubjektivität einer Lebenswelt (...) möglicherweise als Folge einer Pflegebedürftigkeit nicht mehr kontinuierlich bestätigt“ (Scheffel, 2000, S. 69) wird. Das Insistieren auf die Eigensinnigkeit lebensweltlicher Strukturen wirke hier den „disziplinierenden, stigmatisierenden und normalisierenden Erwartungen entgegen, die die gesellschaftliche Funktion der Sozial- und Gesundheitsberufe seit jeher zu prägen suchen“ (Schachtner, 1996, S. 201).⁷

Ähnlich argumentiert Kardorff in einer Einordnung der Sozialen Arbeit im Gesundheitsbereich, reklamiert die darin liegende Potenz allerdings mit einer Art „Lebenswelt-Argumentationscluster“ berufspolitisch für die Soziale Arbeit: Der Verweis auf die zentrale Rolle der Krankheitsbewältigung als Herausforderung, das „Leben mit der Krankheit/Behinderung/Pflegebedürftigkeit leben zu lernen“, mache deutlich, „dass es sich hier um eine komplexe und eigenständige sozialpädagogische und sozialarbeiterische Aufgabe handelt. Sozialarbeit kommt hier eine zentrale Funktion zu, weil sie, vermittelt über ein an Biographie, Lebenslage und Lebensweisen orientiertes ‘Life-Model’ (Germain & Gitterman, 1983) und über die Methode des case-management (Wendt, 1997) ein Angebot machen kann, das Hilfen vernetzt, Kontinuität und Ansprechbarkeit sichert und die Anschlussfähigkeit an Lebenswelt und Alltag mit Hilfe andragogischer Formen der Gesundheitsbildung zu vermitteln in der Lage ist – kurz: eine genuin sozialpädagogische Aufgabe“ (Kardorff, 2002, S. 356 erfüllt.⁸

⁷ Zur in der Gerontologie – insbesondere Gerontopsychologie – durchaus mit Tradition betriebenen Aneignung des Konzepts Alltag mit seinen Komponenten Alltagskompetenz usw. vgl. z.B. Brandenburg & Sowinsky (1996); Baltes & Wilms (1995); Baltes et al. (1996); Wahl (1988, 1990a, b, 1991, 1998). Zur Alltagskategorie in der Sozialen Gerontologie vgl. Kondratowitz & Schmitz-Scherzer (1999); in Sozialer (Alten-)Arbeit und Altenbildung vgl. Kade (1994); Thiersch (1986, 1992); Kaiser (1994).

⁸ Überzeugende disziplinäre und berufsgruppenspezifische Verortungen des case-management im Kontext der Arbeit mit Älteren hat beispielsweise Wissert (vgl. z.B. 1998) erarbeitet.

Der lebensweltlich orientierte Ansatz ist für Kardorff basal zur Bestimmung eines integrierten organisations- und handlungsorientierten Rahmenkonzepts für Soziale Arbeit im Gesundheitswesen, wobei zentrale Fluchtpunkte in Autonomie und Selbstbestimmung gesehen werden. Er macht am Bereich *Rehabilitation* klar, was dies für ihn heißt: „an der alltäglichen Bewältigung des Lebens mit chronischer Krankheit oder Behinderung und an alters- und situationsgerechten Formen der Lebensführung anzuknüpfen, (...) vorhandene Kompetenzen des Patienten zu nutzen, Ressourcen zu erschließen, Hilfen an individuelle und familiäre Lebenswelten anschlussfähig zu machen und die Kontinuität des Rehabilitationsprozesses unter Bedingungen möglichst großer Wahlfreiheit und subjektiver Lebensqualität und angemessener materieller Bedingungen für ein Leben mit der Krankheit/Behinderung zu sichern“ (Kardorff, 2002, S. 357). Lebensweltorientierung fokussiert bei ihm fundamental auf die sozialen Netzwerke: Es „stehen der Rehabilitand und seine Angehörigen mit ihrem Förder- und Assistenzbedarf in ihrer jeweiligen biographischen Situation und Lebenslage im Vordergrund. Rehabilitation wird damit auch als wirkungsvolle Dienstleistung zur Sicherung einer möglichst weitgehend selbständigen und selbstbestimmten Lebensführung verstanden“ (Kardorff, 2002, S. 357).

Praktisch gewendet geht es bei der Lebensweltorientierung also um mehr als um die Vereinbarkeit von Angeboten mit dem organisatorischen Ablauf des Alltagslebens und den Vorstoß in scheinbar ungenutzte Zeitressourcen. Zeman drückt dies im Kontext sozialer Gerontologie so aus: „Wichtiger ist, dass die angestrebten Aktivitäten im Einklang stehen mit den Interpretationen der Menschen, was für sie sinnvoll und handlungsrelevant ist und worin sich die Normalität ihrer Lebenssituation ausdrückt. Daran versucht Soziale Altenarbeit anzuknüpfen – auch dann, wenn sie in weiteren Schritten lebensweltlich eingeschliffene Gewohnheiten vielleicht bewusst irritiert, um neue Entwicklungsperspektiven zu stimulieren“ (Zeman, 1998, S. 315; vgl. Otto & Schweppe, 1996).

Auch im Kontext der Konzipierung *sozialer Beratung* existieren Ansätze, die systematisch auf einer Verbindung zwischen Lebenswelt- und Netzwerkperspektive aufbauen: „Beratung als kontext- und ressourcenorientiertes Handeln (...) dient hier vorrangig dem Erkennen, aber auch der Aktivierung und Unterstützung vorhandener Ressourcen, so dass sie auf weitestgehend selbständige und durch soziale Netzwerke mitgetragene Hilfe im alltäglichen sozial-räumlichen Kontext hin orientiert ist“ (Engel & Nestmann 1995, S. 182; vgl. Sickendiek, Engel & Nestmann, 1999). Im Kontext des 8. Jugendberichts wird Beratung gesehen als durchgängige theoretische und praktische Orientierung, entlang der Strukturmaximen Prävention, Dezentralisierung, Alltagsorientierung von Settings und Methoden, Normalisierung, Partizipation und Lebensweltbezug. Beratende Hilfen stehen im Zentrum der Anstrengungen, um Heranwachsende und ihre familialen und außerfamilialen Netzwerke in der Erschließung materieller, sozialer und psychologisch-biografischer Ressourcen zu unterstützen.

Sämtliche lebensweltbezogenen Konzepte – egal welcher disziplinären Provenienz – weisen zentral einen Bezug auf *soziale Räume* auf (Grunwald & Thiersch, 2004a, S. 33). Auch dies ist verbindendes Element zu Netzwerkkonzepten. Wie bedeutsam die sozialräumliche

Komponente für die Netzwerkperspektive ist, lässt sich ebenso mit Blick auf ihre historischen Wurzeln (z.B. in den Studien der frühen Chicagoer Schule) als auch durch die systematischen Bezugspunkte und schließlich nicht zuletzt im Kontext der bearbeiteten Themen und erhobenen empirischen Daten untermauern.⁹ Ebenso weisen sämtliche lebensweltbezogenen Konzepte – aber auch sämtliche weiteren auf soziale Netzwerke zielenden Konzepte – einen zentralen Bezug auf *Ressourcen* auf. Teilweise wird ein entsprechendes Arbeits-Paradigma – z.B. Ressourcenarbeit (Nestmann, 2004), ressourcenorientierte Beratung o.ä. – begrifflich eigens darauf aufgebaut. Untersucht man wiederum diese Ansätze, so werden in ihnen regelmäßig die sozialen Netzwerke und/oder die in ihnen ermöglichte soziale Unterstützung zumindest als eine zentrale Teilressource benannt.

Zu den zentralen modernisierungstheoretischen Anknüpfungspunkten lebensweltorientierter Ansätze zählt die Einsicht, dass sich der Blick nicht auf die gesellschaftlichen Normalinstitutionen – bei Kindern und Jugendlichen also die klassischen Lebensorte von Familien und Schule – beschränken darf. „Lebensweltorientierte Soziale Arbeit verhandelt (...) vor allem die Brüche und Verwerfungen in heutigen sozialen Beziehungen: Die Trennung also von Verlässlichkeit und dauerhafter Verbindlichkeit in Beziehungen. (...; Sie; U. O.) insistiert auf der Spannung zwischen dem Bedürfnis nach Dauer und Verlässlichkeit und neuen, offeneren Lebensformen“ (Grunwald & Thiersch, 2004, S. 34) – und der Notwendigkeit darauf bezogener neuer sozialer Kompetenzen. Dabei ist einer sozialpädagogischen Sicht auf Netzwerkressourcen oft ein besonders ausgeprägtes Wissen nicht nur um *gefährdete* und wenig verlässliche Netzwerkressourcen eigen, sondern auch um *gefährdende* soziale Beziehungen – hier existieren wichtige gegenseitige Möglichkeiten der Bezugnahme mit der allzu lange vernachlässigten Sicht auf negative Wirkungen sozialer Unterstützung.

Dass in der ökologischen Gerontologie das Alltagskonzept schon länger eine gewichtige Rolle spielt (vgl. Saup, 1993), darauf sei hier nur verwiesen. Aber auch sonst nehmen Konzepte der Alltagsorientierung im *gerontologischen Kontext* im Zusammenhang von Selbstständigkeit, Alltagsgestaltung, -kompetenz und -erleben in Theorie und Empirie einen wichtigen Platz ein. Dies gilt ebenso mit Bezug auf instrumentelle wie auf kommunikative und soziale Aktivitäten. Dazu trägt nicht zuletzt die Orientierung an den ADL- (Activities of Daily Living) und IADL-Skalen bei. Wahl und Kruse (1999) stellen in einem Übersichtsartikel die entsprechende gerontologische (insbesondere gerontopsychologische) Forschung dar. Sie gehen davon aus, dass „vor dem Hintergrund einer allgemeinen Konzeption von Altern, die auch alten Menschen eine ‚kompetente‘, ‚proaktive‘ oder ‚erfolgreiche‘ Gestaltung ihres Lebens zutraut, (...) der aufgabenbezogenen Gestaltung des Alltags im Alter ebenso große Bedeutung zu (kommt; d. Verf.) wie dem Umgang mit alterstypischen Belastungen und Grenzsituationen“ (Wahl & Kruse, 1999, S. 457). Erneut kommt es in diesem Zusammenhang zu einer häufigen Beziehung unterschiedlicher Bewältigungs- und Copingkonzepte.

⁹ Dabei lässt sich bereits auf die frühe Stadtsoziologie verweisen, die etwa Urbanisierung als lebensweltlich hochbedeutsame Erodierung primärer Beziehungen – Freunde, Familie, Nachbarschaft – zugunsten vergrößerter Bedeutung sekundärer Bezüge – Organisationen, Bürokratien, soziale Rollen – analysierte (vgl. z.B. Wirth, 1938).

Fast alle größeren Altersstudien, die in den letzten Jahren in Deutschland oder unter deutscher Beteiligung entstanden sind, befassen sich wesentlich mit der Gestaltung des Alltagslebens unter je starker Berücksichtigung netzwerkorientierter Möglichkeiten und Begrenzungen. So wurden beispielsweise im Rahmen der „Berliner Altersstudie“ (BASE) Ergebnisse zur Alltagsgestaltung vorgelegt (vgl. z.B. Baltes et al. 1996). Insbesondere M. Baltes u.a. haben in ihren Arbeiten empirisch gestützte Dimensionierungen der Alltagskompetenz konzipiert. Auch hier spielt das Konzept der Ressourcen und hier der sozialen netzwerk- und unterstützungsbezogenen Ressourcen eine wichtige Rolle. Diese Ressourcen stützen erfolgreicher Altern in allen drei Dimensionen der Selektion, der Optimierung und der Kompensation (vgl. Baltes & Lang, 1997).¹⁰ Die Berliner Altersstudie und die „Interdisziplinäre Langzeitstudie des Erwachsenenalters“ (ILSE) bieten Hinweise sowohl zur Beschreibung als auch zur Erklärung von Alltagskompetenz im Alter (vgl. z.B. Rudinger, Rietz & Schiffhorst, 1997).

Ein weiterer wichtiger Bereich besteht in der Frage nach besonderen Belastungen im Alltag alter Menschen und nach entsprechenden Reaktions- und Bewältigungsformen. Dazu kann insbesondere die „Bonner Gerontologische Längsschnittstudie“ (BOLSA, vgl. Thomae, 1983, 1996; Lehr & Thomae, 1987) herangezogen werden. Eine besonders hohe Belastung des Alltags tritt mit dem Eintritt einer Hilfe- und Pflegebedürftigkeit auf, die auch im Sinne einer massiven Bedrohung von Selbständigkeit, Alltagskompetenz und einer sinnvollen Gestaltung der Alltagszeit verstanden werden kann. Dazu lassen sich eine Reihe von Ergebnissen aus der Studie „Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung“ im Alter (MUGSLA; vgl. z.B. Olbrich, 1995; Kruse & Schmitt, 1995) sowie anderen Studien (z.B. Brandenburg, 1997) anführen. Eine ganze Reihe von Untersuchungen beschäftigt sich mit der alltäglichen Lebensführung im Kontext und in Abhängigkeit von räumlich-sozialen-technischen Umwelten, wobei zwar sehr unterschiedliche Umwelt- als auch Alltagsbegriffe miteinander relationiert werden, insgesamt aber bei allen Differenzierungen sehr häufig eine hohe Kontextabhängigkeit der Alltagskompetenz gefunden wird.

2. Das Konzept sozialer Milieus

Die Verbindung der *Kategorie sozialer Milieus* sowie des Konzepts der Lebensbewältigung und Lebensführung spielt bei Lothar Böhnisch – auf dessen Lesart hier nur eingegangen werden soll – eine zentrale Rolle, erweitert um entsprechende sozialarbeiterische und so-

¹⁰ Diesen Dimensionen liegt das Modell der selektiven Optimierung mit Kompensation (SOC: model of selective optimization with compensation) zugrunde. „In the context of aging, selection is defined as actively or passively reducing the number of goals and domains in order to free and conserve energy and motivation for more important goals or to select new goals in the service of new developmental tasks (e.g., awareness of one’s own finitude); compensation is defined as searching for and using alternate means to reach a goal once old means are lost or blocked. Optimization is defined as the refinement of means and resources that are necessary to reach a goal and to excel in selected domains, thereby maximizing the quantity and quality of one’s life“ (Baltes & Lang 1997, p. 439).

zialpolitische Interventionen („Politik der Lebensführung“). Unter Milieu versteht er ein sozialwissenschaftliches Konstrukt, „in dem die besondere Bedeutung persönlich überschaubarer, sozialräumlicher Gegenseitigkeits- und Bindungsstrukturen – als Rückhalte für soziale Orientierung und soziales Handeln – auf den Begriff gebracht sind. Milieustrukturen sind durch intersubjektive biografische und räumliche Erfahrungen charakterisiert und als solche hoch emotional besetzt“ (Böhnisch, 2004, S. 436). Mit dem Milieukonzept will Böhnisch u.a. die von ihm als eine von vier basalen psychosozialen Dimensionen der Spannung von Lebensbewältigung und Sozialintegration gekennzeichnete Problemerkfahrung erschließen: die „Erfahrung des fehlenden sozialen Rückhalts angesichts einer personal nicht mehr überschaubaren biografischen Risikosituation und die entsprechende Suche nach Halt und Unterstützung“ (Böhnisch 1997, S. 37).

Es ist kein Zufall, dass dabei das Netzwerkkonzept samt seiner Umfeldkonzepte mithineinspielen. Böhnisch selbst hat versucht, die Beziehung zwischen Milieu- und Netzwerkorientierung unter Wahrung ihrer je kategorialen Eigenheit aufeinander zu beziehen und produktiv miteinander zu verknüpfen. Das Netzwerkkonzept sieht er wie das Milieukonzept auch „im Alltagsleben und nicht in der Welt der formatierten Rollen und Positionen angesiedelt, wenngleich es (...) über die lebensweltliche Beschränkung des Milieukonzepts deutlich hinausgeht“ (Böhnisch, 1995, S. 229). Die Netzwerkperspektive ist für ihn aus der Sicht milieuorientierter Pädagogik dann „unentbehrlich, wenn sie etwas ´aus dem Milieu heraus und über die Milieugrenzen hinweg´ aktivieren und sozialstrukturell umsetzen will“ (Böhnisch, 1995, S. 229). Die Netzwerkperspektive stellt für ihn eine Möglichkeit dar, zu einer handlungsorientierten Konstruktion des Milieuparadigmas zu gelangen.

Aufgrund theoriegeschichtlicher und diskursanalytischer Überlegungen kommt Böhnisch allerdings zu deutlich unterschiedenen paradigmatischen Gehalten beider Konzepte. Während das Milieukonzept in seiner Tradition die „lebensweltlich-emotionale Ebene der individuellen Erfahrung von Welt und Gesellschaft in der *Gemeinschaft* und ´Gleichsinnigkeit´ der Milieuzugehörigkeit“ (Böhnisch, 1995, S. 230f.; Hervorh. im Orig.) akzentuiert, stünde beim Netzwerk- und Social Support-Konzept die interaktiv-kognitive Ebene der Gegenseitigkeit und Gleichgerichtetheit *der Interessen* im Vordergrund, wodurch sich eine unterschiedliche sozialintegrative Qualität ergebe: „bei ´Milieu´ deutlich mehr im lebensweltlichen Nahbereich, ´Netzwerk´ hingegen eher im Zwischenbereich (´Mesobereich´) von lebensweltlichen und systemisch-gesellschaftlichen Zusammenhängen“ (Böhnisch, 1995, S. 231). Am Beispiel von Selbsthilfeinitiativen und Netzwerkorganisationen im psychosozialen und gesundheitlichen Sektor expliziert er dieses Theorie-Ebenen-Modell so: „Milieuverdichtete Erfahrungen von Leiden und Betroffenheit (Mikroebene) verbinden sich mit erkannter Gleichgerichtetheit der Interessen (Mesoebene) und führen so zur öffentlichen Artikulation und Organisation eines sozialen Problems (Makroebene)“ (Böhnisch, 1995, S. 231). Er konzediert damit zwar einen großen Durchdringungs- und Überschneidungsbereich der Milieu- und der Netzwerkperspektive, beharrt aber letztlich darauf, dass das Netzwerkkonzept nur ein Segment des Milieubegriffs umfasst (und umgekehrt).

An dieser Stelle sei nur angedeutet, dass Böhnischs Lesart der Netzwerktheorie nicht zwingend und noch nicht einmal vorherrschend ist und dass die von ihm behaupteten Grenzen des Netzwerkkonstrukts nicht unbedingt zutreffen müssen. Dies wird insbesondere deutlich, wenn beispielsweise der folgende Abschnitt über ein Modell der Sozialarbeit mit sozial Benachteiligten und von kritischen Lebensereignissen Betroffenen mit jenen Begriffen reformuliert würde, wie sie im Kontext der Funktionen und Wirkungen sozialer Unterstützung in Teilen der Netzwerkdiskussion entfaltet werden. Jede hier – in der Arbeit mit sozial Benachteiligten – ansetzende Sozialarbeit könne die Aktivierung „aus dem Milieu heraus“ auf der Basis der milieupädagogischen Programmatik der „offenen Milieubildung“ nur über die Netzwerkorientierung organisieren:

Milieubezogene Arbeit ist für Böhnisch erst einmal „Ermöglichung und Sicherung einer sozialemotionalen – Vertrauen, Selbstverständlichkeit, Sicherheit, Normalität gewährleistenden – ‘Alltagsbasis’. Der Netzwerkbezug strukturiert diese Alltagsbasis in Richtung Aufschließung und Aktivität der eigenen und gegenseitigen Möglichkeiten als Ressourcen und Suche nach ‘Anschlüssen’ über die Milieugrenzen hinaus. So gesehen ist das Milieu- und Netzwerkkonzept eng mit dem Bewältigungs-/Normalisierungskonzept verwoben“ (Böhnisch, 1995, S. 233; vgl. Böhnisch, 2002), auf das später noch eingegangen wird. Die Denkfigur hebt also auf Milieus als den sozialemotionalen Schutz- und Produktionsräumen ab, von denen über Netzwerke soziale und kulturelle Aktivitäten ausgehen, die wiederum ihren sozialemotionalen „Kitt“ über den Milieubezug erhalten, ebenso aber auch wieder zurückwirken nach Art eines Kumulationsprozesses, im Sinne wachsenden kulturellen Kapitals im Milieukontext. Und damit verändern sich wiederum jene Ressourcen nachhaltig, die in der „individualisierten Gesellschaft für die (...) personale und soziale ‘Inszenierung’ von selbständiger Lebensbewältigung und Lebensführung gebraucht“ (Böhnisch, 1995, S. 233) werden.

Die Bedeutung des Milieubegriffs für die Soziale Arbeit erschließt sich deshalb so unmittelbar, weil er – aus lebensweltlicher Perspektive – sehr zentrale Sektoren sozialer Netzwerke mit ganz spezifischen Qualitäten – Unterstützungsqualitäten – fokussiert. In diesem Zugriff hat die Thematisierung sozialer Milieus durchaus das Zeug dazu, präziser und direkter auf die wichtigsten Netzwerk- und Unterstützungsbereiche zu kommen: „Wenn wir von Milieubezügen sprechen, meinen wir typische, von anderen Sozialbezügen abgrenzbare Strukturen und ihre besondere Qualität sozialen Zusammenlebens“ (Böhnisch, 2004, S. 437). Mit Bezug auf die theoretische Verortung könnte dann – in Umkehrung der oben genannten Segment-Ganzes-Relationierung – durchaus gefragt werden, ob die Dimensionierung einer ganz zentralen lebensweltlichen Struktur- und Erfahrungssphäre nicht sinnvoll als Segment innerhalb der Netzwerk- und Unterstützungstheorie begriffen werden könnte. Ohne dies an dieser Stelle klären zu wollen – die Milieuperspektive fordert in diesem Sinne die Netzwerkperspektive heraus – z.B. ihre phänomenologische Tiefenschärfe auszubuchstabieren, nicht von vornherein von positiver Unterstützung auszugehen, eine sinnvolle Verschränkung von qualitativen und Bedeutungsdimensionen mit den strukturellen, morphologischen Dimensionen vorzunehmen usw. (vgl. Otto, 2005).

3. Subjektbegriff im Kontext von Bewältigung

Die genannten Konzepte bauen sämtlich auch auf Vorstellungen von handlungsfähigen Subjekten auf, deren Subjektivität und Identität sich in der Interaktion mit der Umwelt herstellt – und hier insbesondere in der Kommunikation mit lebensweltlich oder auch professionell-beruflich handelnden Menschen (vgl. z.B. mit Bezug auf Merleau-Ponty Schachtner, 1996, S. 201f.). Auch die neueren Lebensbewältigungskonzepte¹¹ zielen letztlich auf das Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit nicht nur in sozialer und tendenziell unbelasteter Alltäglichkeit, sondern ganz wesentlich im Kontext von Belastung, also auch in biographischen Integrations- und Integritätskrisen, in kritischen Lebenssituationen, in denen das psychosoziale Gleichgewicht gefährdet ist. Lebenskonstellationen werden von den Subjekten dann als kritisch erlebt, wenn die bislang verfügbaren personalen und sozialen Ressourcen für die Bewältigung nicht mehr ausreichen. Das in diesen Situationen versuchte Streben nach Handlungsfähigkeit zeigt Gesetzmäßigkeiten, die sich in Anlehnung an neuere Coping-Konzepte herausarbeiten lassen und ist Anschlusspunkt auch sozialpädagogischer Bewältigungskonzepte (vgl. z.B. die oben angedeutete Konzeption von Böhnisch).

Die Netzwerk- und Unterstützungsperspektive verweist im Kontext von Bewältigungshandeln dabei sowohl auf eine intrapersonale als auch auf die interpersonale Perspektive als gewissermaßen zwei Seiten einer Medaille, wie sie sich auch in der coping-Forschung finden (vgl. Nadler, 1990, S. 127). Mit der intrapersonalen Perspektive sind gemeint vielfältige netzwerkbasierende Prozesse der Ausstattung von Individuen mit Bewältigungsressourcen, z.B. im Kontext dessen, was als „learned resourcefulness on coping skills, self-control and adaptive behavior“ (so ein Buchtitel von Rosenbaum 1990) thematisiert wird. In der interpersonalen Perspektive zielt Bewältigung z.B. durch Hilfesuchverhalten auf Unterstützung aus sozialen Netzwerken. Das Konstrukt des sozialen Netzwerks scheint es zu ermöglichen, dass beide Aspekte auf seiner Folie begriffen werden können und bietet damit eine wichtige Dynamisierung z.B. mit Blick auf Konzepte der erlernten Hilflosigkeit.

Die in ihren Vorläuferarbeiten bis auf die 50er Jahre zurückgehende Copingforschung beginnt systematisch insbesondere mit dem Erscheinen des Buches von Lazarus: „Psychological stress and the coping process“ (Lazarus, 1966). Die subjektive Seite war zunächst zentriert auf unterschiedliche Bewertungen und Bewältigungsformen als Reaktionen auf vorwiegend äußere Belastungssituationen. Wurden am Anfang vorwiegend zeitlich stabile Bewältigungsstile untersucht, „wandelte sich das Verständnis von Coping über stärker zustandsbezogene (State), interaktionale zu transaktionalen Konzepten, in denen eine kontinuierliche Wechselwirkung zwischen situativen Bedingungen und Bewältigungsversuchen postuliert wird“ (Beutel, 1990, S. 3).

Seit geraumer Zeit werden vermehrt kognitive Bewertungsprozesse und Strukturen einzubeziehen versucht und Zusammenhänge zu Prozessen sozialer Unterstützung untersucht. Sehr vereinfacht ausgedrückt wird davon ausgegangen, dass die „Bewältigung von Stress

¹¹ Für einen Überblick über den Stand der deutschen Diskussion vgl. Tesch-Römer, Salewski & Schwarz, 1997.

oder Belastung sehr stark von der subjektiven Einschätzung der Bedrohlichkeit und den eigenen Bewältigungsressourcen abhängt, und dass Bewältigung kein Zustand, sondern ein sich ständig in Einschätzung und Handlung gegenseitig beeinflussender Prozess ist“ (Broda, 1990, S. 13). Mit dieser zentralen Einsicht werden einseitig strukturelle Netzwerkkonzepte infragegestellt durch relationale und interaktionale Konzepte, die darauf abheben, die Qualität von Netzwerkressourcen und mithin die Potenzen sozialer Unterstützung im Kontext von interaktionalen Prozessen analysieren zu müssen.

Obwohl Problembewältigung und Belastungsregulation über die gesamte Lebensspanne hinweg von besonderer Bedeutung für Gesundheit und Wohlbefinden sind, liegt die Vermutung nahe, dass dieses Thema gerade im höheren und hohen Alter besondere Brisanz erhält, da sich körperliche Beeinträchtigungen, Verlusterfahrungen und andere „Stressoren“ in diesem Lebensabschnitt häufen und somit zu einer Belastungskumulation führen, der in vielen Fällen abnehmende Netzwerkressourcen gegenüberstehen (vgl. Otto, in diesem Band). Eine offene Frage bleibt es an dieser Stelle, inwieweit diese Scherenproblematik zu bestimmten Teilen durch verändertes Bewältigungsverhalten aufgefangen werden kann – auch dies eine Überlegung, die mehr auf Handlungsmöglichkeiten denn auf statisch begriffene Strukturdeterminanten verweisen könnte. Dieses veränderte subjektive Bewältigungsverhalten steht in der – in der Gerontologie häufig thematisierten – Spannung zwischen Kontinuität und Variabilität, in ihm schlagen sich biografisch aufgeschichtete Erfahrungen ebenso nieder wie vielfältige prozessuale Umweltfaktoren. In den Belastungs-Bewältigungsprozess ist hier zentral soziale Unterstützung in sozialen Netzwerken hinein verwoben (vgl. Keupp, 1991).

Die Handlungskompetenz der älteren Menschen ist für Interventionen in den Feldern Sozialer Altenarbeit, Pflege und Gesundheitsförderung gleichermaßen als Anknüpfungspunkt wie als Ziel prominent. Einen zentralen Bezugspunkt stellt dabei die Bewältigungskompetenz im Alter dar. Die Befundlage hinsichtlich von Altersunterschieden diesbezüglich ist sehr widersprüchlich (vgl. Filipp & Schmidt, 1995, S. 482f.). Allerdings wurde zur Kompetenz im Alter angemerkt, dieser Begriff verfehle „seinen orientierenden Sinn, wenn er normativ und statisch als ein optimales Fehlen von Einschränkungen, Belastungen und Defiziten in der Alterssituation interpretiert wird. Kompetenzorientierung in der Altenarbeit versucht statt dessen, Kompetenzen der älteren Menschen in einem transaktionalen und kontextbezogenen Sinne zu fördern. Ansetzen kann sie sowohl an der Person als auch an ihrer Umwelt: Die Wechselwirkungen aber müssen konzeptionell einbezogen werden. Kontrolle über das eigene Handeln, Stärkung der Überzeugung eigener Wirksamkeit und die Erarbeitung von effektiven Formen der Auseinandersetzung mit altersbezogenen Anforderungen und Belastungen führen zur Reflexion der faktisch vorhandenen Ressourcen. Alterskompetenz bezieht sich dann vor allem auch auf die Fähigkeit, solche Ressourcen zu erhalten und gegebenenfalls neu zu organisieren. Hier hat Soziale Altenarbeit eine wichtige Stützfunktion“ (Zeman, 1998, S. 315f.).

Damit ist ein wichtiger Aspekt der Diskussion über Kompetenz im Alter angesprochen. Die Kompetenzorientierung knüpft zentral an die vielfach abgesicherten Forschungsergebnisse

an, dass die negativen Auswirkungen von Kompetenzverlusten und des Nachlassens funktionaler Fähigkeiten durch verfügbare und positiv bewertete soziale Netzwerkressourcen vermindert werden können (vgl. Rook & Schuster, 1996; Baltes, 1995). Ein zentraler Aspekt von Kompetenzorientierung besteht in der netzwerkbezogenen Kompetenz, d.h. in der Fähigkeit, zum *Aufbau* tragfähiger Netzwerkstrukturen beizutragen, sie – im Kontext sich verändernder Möglichkeiten und Bedürfnisse – zu *pflügen* und sie – im Sinne eines Unterstützungsnetzwerks – als Ressourcen ggf. aktiv und pfleglich zugleich zu *nutzen*. Die Überschneidungen zu einem Konzept der Bewältigungskompetenz liegen damit auf der Hand. Wie in vielen anderen Bereichen der Gerontologie kommt der Frage nach der Variabilität der Altersprozesse und mithin der Frage nach Möglichkeiten der interventorischen Stützung oder des Trainings der netzwerkbezogenen Kompetenz hohe Bedeutung zu. Dies gilt umso mehr, als in vielfältigen Untersuchungen aufgewiesen werden konnte, wie sehr der Umgang mit Beziehungen im gesamten Kontext der Kommunikations- und Interaktionsfähigkeiten schon in frühesten Sozialisationsphasen mitgeprägt wird (vgl. z.B. die knappen Reviewergebnisse bei Schmerl & Nestmann, 1990, S. 12ff.).

4. Empowermentkonzept

Das praxisorientierte Konzept des Empowerment impliziert wie die meisten Netzwerk- und Unterstützungskonzepte gleichermaßen eine Ziel- und Prozessorientierung.¹² Eher aus der Gemeindepsychologie stammend und vielfältig in Sozialarbeit und Sozialpädagogik rezipiert, kann es dennoch im Hinblick auch auf pflegebezogene Bereiche erweitert angewandt werden. Zentrale Schlüsselvorstellungen beziehen sich (1) auf die Gewinnung von Stärke, Energie, Phantasie zur Gestaltung der je eigenen Lebensverhältnisse: Empowerment „beschreibt einerseits Prozesse von einzelnen, Gruppen und Strukturen hin zu größerer gemeinschaftlicher Stärke und Handlungsfähigkeit. Berufliche HelferInnen in der sozialen oder gesundheitsbezogenen Arbeit können hier für die Entdeckung solcher Prozesse sensibel werden und sie gezielt fördern. – durch Bereitstellung von instrumentellen Hilfen (...), durch Beratung von Personen, Gruppen oder Organisationen oder durch sozialpolitische Einflussnahme“ (Stark o.J., S. 3). (2) Als Interventionsprinzip moderner Sozialer Arbeit soll es sich gemäß seinen Protagonistinnen und Protagonisten quer durch alle Angebote und Hilfen ziehen. Es meint in erster Linie die Befähigung der Klientinnen und Klienten, einen eigenen Beitrag zur Problemlösung erbringen und dafür auch verfügbare soziale Unterstützung vor allem in der sozialräumlichen Nahwelt und im sozialökologischen Bezug aktivieren zu können. Empowermentprozesse „können professionell gefördert oder angestoßen werden durch die Entwicklung eines sozialen Klimas und durch eine professionelle Haltung, die den Focus der Arbeit auf vorhandene oder verschüttete Ressourcen und Kompetenzen lenkt.

¹² Vgl. „klassisch“ Berger & Neuhaus (1977); Rappaport (1985, 1986); Rappaport et al. (1984); Simon (1994), zur jüngeren Diskussion in der Sozialen Arbeit und Gemeindepsychologie vgl. z.B. Herriger (1997); Bobzien & Stark (1991); Gutierrez (1995); Stark (1993, 1996), als psychologische Vertreter vgl. z.B. Carroll (1994); Prilleltensky (1994).

Diese Ressourcen sind dann (...) erweiterbar, wenn Ressourcen auf der individuellen Ebene mit denen der Gruppenebene oder den sozialen Strukturen verbunden werden“ (Stark, 2002, S. 3). Eine professionelle Haltung des Empowerment bedeutet daher immer die Arbeit im und am sozialen Kontext.

Genau hier besteht die konzeptuelle Nähe zur sozialen Netzwerk- und Unterstützungsperspektive. Einige AutorInnen gehen einen Schritt weiter und schlagen vor, die Ausrichtung sozialer Netzwerkarbeit über den Empowermentbegriff zu qualifizieren. „Netzwerkarbeit wird stets von dem Grundsatz geleitet, (...) dass Veränderungsimpulse nicht vom Professionellen an Stelle des/der KlientIn, sondern nur gemeinsam mit bzw. von ihm/ihr ausgeführt werden. Netzwerkarbeit ist damit genuin Empowerment, d.h. sie beinhaltet den Versuch, Menschen zu befähigen, ihr Leben nach eigenen Zielen in den Griff zu bekommen und zu gestalten und sie dabei nicht als isolierte Einzelwesen zu begreifen. Im Sinne des Empowermentgedankens geht es damit also immer auch um eine kollektive Lösung. Dieser Gedanke wird dadurch verstärkt, dass viele, die in diesem Sinn Netzwerkarbeit leisten, oft auch zwangsläufig über Einzelfallarbeit hinausgehen und für ´ihre Klientel´ sozialpolitisch aktiv werden“ (Straus & Höfer, 1998, S. 82).

Auch das Empowermentkonzept versteht sich als mehrdimensionales prozessorientiertes Konzept, das sich auf die drei – nur analytisch zu trennenden aber stets vielfältig miteinander verknüpften – Ebenen des Individuums, der Gruppen- bzw. sozialen Netzwerkbezüge und der Institutionenebene bezieht. Die besondere Aufmerksamkeit richtet sich auf die vermittelnden Strukturen zwischen diesen Ebenen „Die professionelle Haltung des empowerment beinhaltet (...) immer Arbeit mit Menschen ´in Kontexten und an Kontexten´ (...), was allerdings nicht bedeuten muss, dass sich der Professionelle in alle Kontexte konkret begeben muss, sondern dass er sie perspektivisch in sein Handeln einbezieht“ (Lenz, 2001, S. 22). Die begrifflichen und konzeptionellen Ähnlichkeiten zum Netzwerk- und Unterstützungsdiskurs – teilweise ganz klare Anleihen – sind dabei überdeutlich, teilweise wird hinsichtlich praktischer Interventionsmöglichkeiten Netzwerkförderung als eine der Hauptsäulen dimensioniert: „Zur professionellen Förderung und Gestaltung von Empowermentprozessen greift die Gemeindepsychologie dabei auf elaborierte Methoden der Netzwerkförderung sowie auf Arbeitsweisen aus dem Fundus der narrativen und systemischen Psychologie“ (Lenz, 2001, S. 24) zurück.

Während es allerdings viele Beispiele für Netzwerkkonzepte gibt, die mit Bezug auf normative Kriterien wie Verteilungsgerechtigkeit, Emanzipation usw. gewissermaßen „neutral“ daherkommen, sind Empowermentkonzepte grundsätzlich programmatisch aufgeladen, mehr noch: parteilich ausgerichtet auf benachteiligte Subjekte und/oder Gruppen. In der Suche nach Handlungsfähigkeit ist im Empowerment eine spezifische Form der Bewältigungsorientierung angesichts schwieriger Lebenssituationen angelegt, die für die sozialarbeiterische Praxis von Stark (1996, S. 94ff.) als „gestaltende Bewältigung“ positiv gewendet wurde. Am Mainstream der Netzwerkforschung wird aus der Empowerment-Sicht kritisiert, dass dieser Aspekt zu kurz kommt. „Die strukturellen und unterstützenden Merkmale sozialer Netzwerke sind für Empowermentprozesse von entscheidender Bedeutung, da sie die

Infrastruktur, den stabilisierenden Hintergrund für Empowermentprozesse abgeben. Empowermentprozesse beruhen auf dem Prinzip gegenseitiger sozialer Unterstützung und können nur auf dieser Basis leben. Sie gehen jedoch noch einen Schritt weiter, indem sie den aktiven und aktivierenden Aspekt von informellen Netzwerken zusätzlich zur Schutz- oder Pufferfunktion betonen“ (Stark, 1996, S. 102). Aus diesem Blickwinkel ist dann insbesondere die Frage nach den gemeinschaftlichen, kollektiven Gestaltungspotenzialen sozialer Netzwerke von Interesse, die Frage danach, wie soziale Netze in ihrer Binnenstruktur und in ihrem Außenverhältnis gestaltet sein müssen, damit Empowermentprozesse ihrer Mitglieder gefördert werden.

Zugleich wird der Fokus einerseits „nach außen“, andererseits auch auf organisationelle Netzwerke gerichtet. Es geht nicht mehr in erster Linie um die üblicherweise in der Netzwerkforschung identifizierten personenzentrierten Netzwerke, sondern auch um organisierte Netzwerke eines Gemeinwesens (z.B. freie Einrichtungen und Initiativen). „Damit steht nicht eine Person im Zentrum des Beziehungsnetzes, sondern ein gemeinsames Interesse, ein Anlass oder eine Aufgabe. Zusätzlich sind hier nicht nur die Binnenwirkungen sozialer Unterstützung interessant, sondern vor allem die außenorientierten Aktivitäten der informellen Hilfenetze“ (Stark, 1996, S. 103). In dieser Perspektive konvergiert ein bestimmter Ansatz von Netzwerkkintervention mit Programmen zur Initiierung von Empowermentprozessen. „Netzwerkarbeit ist auch stets Gemeinwesenarbeit, weil viele ihrer Verfahren an einem konkreten Gemeinwesen, d.h. im unmittelbaren Lebensumfeld der KlientInnen ansetzen. Entweder entsteht somit eine fallübergreifende Einmischungsstrategie in lokale Strukturen oder/und die Klientel wird ermutigt, sich lokal zu engagieren. Alle diese Ansätze beinhalten vielfache Bezüge zu moderner Gemeinwesenarbeit“ (Straus & Höfer, 1998, S. 82).

Mit Bezug auf Pflege wird das Empowermentkonzept ebenso rezipiert. Hier betont es die Möglichkeit und die Bedeutung von Prävention, Rehabilitation und Gesundheitsförderung. „Auch Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen (und ihre Netzwerkpartnerinnen und -partner; d. Verf.) können (...) Expert(inn)en ihrer Situation sein. An der Empowermentperspektive orientierte Pflege konstituiert sich als Gegenkonzept zu einer Pflege, die Patient(inn)en zum Objekt medizinisch-pflegerischer Maßnahmen macht, wozu die Funktionspflege aufgrund ihrer Beschränkung auf bestimmte Leistungen tendiert“ (Schachtner, 1996, S. 201). Es scheinen korrespondierend zu den Ansätzen der Lebenswelt- und Alltagsorientierung (vgl. zu einer expliziten Relationierung beider Konzepte Lenz 2001) einige zentrale Aspekte hervor: Die Unversehrtheit autonomer Selbstbestimmung in lebensweltlichen Belangen, die Kritik an vermachtenden, nicht-koproduzierenden, nicht-partizipativen ExpertInnenkulturen, die Ablehnung einer Sichtweise, die belastete Subjekte zu Symptomträgerinnen und -trägern macht und letztlich der Rekurs auf so etwas wie Ganzheitlichkeit in der Lebens- und Bewältigungspraxis.

Empowermentorientierte Interventionsansätze verstehen sich gewissermaßen als katalytische Arbeit auf allen drei o.g. Ebenen (vgl. z.B. Herriger, 1997, S. 85ff.). Dies gilt für soziale Altenarbeit ebenso wie für Gemeinwesenarbeit oder auch Pflege in unterschiedlichen Settings. Empowermentorientierte Arbeit verfolgt die Absicht, Verbindungen zwischen den Sub-

jekten und den Strukturen, die zwischen ihnen und der Gesellschaft vermitteln – Familie, Nachbarschaft, Kirchengemeinde, Vereine, Selbsthilfegruppen, Bürgerinitiativen, kurz: soziale Netzwerke – immer neu zu vermitteln, herzustellen und Austauschprozesse zwischen ihnen einzuleiten. Damit können sich dem Empowermentkonzept zufolge neue, das Subjekt stützende Konfigurationen bilden.¹³

In der Regel wird davon ausgegangen, dass Empowerment mehr als nur eine Methode sei, insofern es eine entsprechende professionelle „Haltung“ (vgl. Stark, 1996, S. 113ff.) verlange. Eher stärker noch als in den meisten Ansätzen der netzwerkorientierten Intervention wird davon ausgegangen, dass Empowerment wesentlich indirekte Strategien psychosozialen Handelns impliziert (vgl. Stark, 1996, S. 164). Basal ist dabei in jedem Fall eine Perspektive auf Kooperation mit den KlientInnen und auf in der Interaktion sich entwickelnde Intervention. Dies bezieht sich auf die gesamten Prozessphasen sozialer Interventionen, angefangen von Anamnese- und Assessmentverfahren, die zentral an der Selbstthematizierung der KlientInnen ansetzen. Diese am Eingangsprozess beispielhaft angesprochene Orientierung verweist in sehr grundsätzlicher Perspektive auf eine veränderte Haltung gegenüber den Subjekten, mit denen soziale DienstleisterInnen es zu tun haben. Sie verweist letztlich auf die ganz grundsätzliche Akzeptanz ihres BürgerInnenstatus (vgl. Böhnisch, 1997, S. 272ff.; Keupp, 1996).

5. Biografieorientierung und biografieorientierte Arbeit

Die Biografieorientierung variiert das auch für soziale Netzwerktheorien zentrale Thema der Kontingenz des Verhaltens von Subjekten und seiner Verankerung in kollektiven Erfahrungsbezügen. „Biografien spiegeln nicht nur die Lebensgeschichten der erzählenden Personen wider, sondern sie veranschaulichen die Dialektik von Individuellem, Familiärem (informell-nichtfamiliärem; U. O.) und Gesellschaftlichem“ (Geister, 2002, S. 193). Nachdem in den unterschiedlichsten sozialwissenschaftlichen Thematisierungen als mainstream die These immer besser abgesichert ist, dass „Klasse“, „Schicht“ und „Nation“ als selbstverständliche Kollektivierungsgrößen nicht mehr ohne weiteres taugen, dass auf der anderen Seite auch der Rekurs auf „Familie“, „Generationen“ oder „Milieus“ zu enge Festlegungen darstellen, scheint die Netzwerkperspektive erhebliche Potenziale dafür zu bieten, die biografische Relevanz der unterschiedlichsten Sozialerfahrungen aufhellen zu können.

Konzepte der Orientierung an Biografien haben insgesamt im Kontext von Bildung, besonders aber im Kontext Sozialer Arbeit einen herausgehobenen Stellenwert. Hintergrund der Überlegungen ist ein Verständnis Sozialer Arbeit „als Hilfe in Entwicklungsaufgaben und -belastungen, wie sie sich in den verschiedenen Phasen des Lebens ergeben können, wie sie mit der Biografie als Ablauf des Lebens verbunden sind“ (Thiersch, 2002, S. 143). Ge-

¹³ Zum Versuch, die Netzwerkperspektive hinsichtlich der Gemeinwesenorientierung, einer integrativen Perspektive und der Empowermentorientierung zu relationieren, vgl. Straus & Höfer (1998); Lenz (2001).

rade dadurch, dass keine klaren Normalanforderungen (mehr) formuliert werden können, sondern Fluchtpunkt angemessener Interventionen bestenfalls Formen der Lebensbewältigung werden, geht es um individuell je zu optimierende Passungen von Bedarf und stützender Intervention. „Für die Soziale Arbeit profiliert sich die Bedeutung der autobiografischen Materialien in spezifischen Strukturen ihrer Aufgaben. Sie dramatisiert sich in jenen für die Soziale Arbeit charakteristischen Konstellationen von Belastungen, Überforderungen und Hilflosigkeiten“ (Thiersch, 2002, S. 143).

Diese Gesichtspunkte werden insbesondere in den Konzepten der „Lebensereignisse“, der „Entwicklungsaufgaben“ und „Wachstumskrisen“ und den „Prozessstrukturen des Lebenslaufs“ aufgenommen (vgl. Schulze, 2002, S. 33ff.). Viele der (kritischen) Lebensereignisse sind solche, die sich im sozialen Netzwerk abspielen, umgekehrt sind sie biografisch zu bewältigen im Kontext von Netzwerkstrukturen und -ressourcen. Viele der mit den Entwicklungsaufgaben angesprochenen kognitiven und sozialmoralischen Ressourcen haben direkt oder indirekt mit sozialen Netzwerken und entsprechender Hilfe und Unterstützung zu tun, umgekehrt wachsen Individuen im Kontext gut bewältigter Aufgaben Potenziale zu oder führen ungenügend bewältigte Aufgaben zu Lasten und Widerständen im weiteren Leben. Die diesbezüglichen Gefühlshaltungen stehen in einer dynamischen Wechselwirkung mit den Beziehungen zu anderen Menschen, die im Kontext modernisierter Lebensführung zwar einerseits biografisch gewordene Strukturen darstellen, andererseits aber zunehmend im Medium der Aushandlung (Kudera, 1995, S. 93).

Müssen sich Menschen in der Gestaltung ihres Lebens und ihrer Beziehungsverhältnisse zwar einlassen auf gleichsam objektive Gegebenheiten und Ereignisse, so entscheidet doch ihre individuell-subjektive Haltung entscheidend über die Prozessdynamik der je weiteren Lebensverläufe mit. Fritz Schütze hat die maßgeblichen Haltungen in vier Typen beschrieben. Der Mensch kann seine lebensgeschichtlichen Erlebnisse im Sinne eines „biografischen Handlungsschemas“ auffassen – als gewollt, geplant und angestrebt – oder im Sinne eines „institutionellen Ablaufmusters“ – als vorgegeben, hingenommen und absolviert – oder im Sinne einer „Verlaufskurve“ – als übermächtig, bedrängend und ausgeliefert – oder im Sinne eines „Wandlungsprozesses“ – als überraschend, herausfordernd und befreiend.

Dahinter verbergen sich je sehr unterschiedliche Wahrnehmungen subjektiver Freiheits- und Gestaltungsmöglichkeiten, die allerdings in hohem Maße – im konkreten wie bezüglich ihrer Einschätzung – beeinflusst werden durch soziale Netzwerke. Schon aus diesem Grunde scheint eine netzwerktheoretische Flankierung der Biografieperspektive ebenso vielversprechend wie aus vielerlei Gründen die Netzwerkperspektive in theoretischer Hinsicht von der Biografieforschung bzw. -analyse (Fischer-Rosenthal, 1990; Fischer-Rosenthal & Rosenthal, 1997) und in praktischer Hinsicht von biografieorientierten Arbeitsweisen profitieren kann. Insofern Biografie „immer Auseinandersetzung des Ich mit dem, was es nicht ist“ (Schulze, 2002, S. 38) ist, verweist ihre Erforschung auf eine ähnliche Zwischenstellung in der Dimensionierung zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Mikro-, Meso- und Makrotheorien wie die Theorie sozialer Netzwerke. Die Biografiefor-

schung setzt unterhalb der Ebene der meisten soziologischen und sozialisationsbezogenen Untersuchungen an „bei den Besonderungen des soziologischen Allgemeinen, bei den spezifischen Ausformungen der allgemeinen Strukturen, in denen der einzelne Mensch unmittelbar an ihnen beteiligt ist oder von ihnen betroffen wird, an den Orten und in den Bezugsgruppen seiner Lebensgeschichte“ (Schulze, 2002, S. 38).

Das Konzept der Biografieorientierung spielt – um exemplarische Anwendungsbezüge zu verdeutlichen – im Kontext sozialer Gerontologie ebenso wie in jenem des freiwilligen Engagements sowohl bezüglich forschender empirisch und theoretisch orientierter als auch bezüglich interventorischer Praxis eine immer stärkere Rolle (vgl. z.B. Schweppe, 1996, 2000; Zeman & Schmidt, 2001, S. 263; Opitz 1998). Gerade in den „klassischeren“ *Altenhilfebereichen* ist dies derzeit allerdings eher als zaghafter Anfang denn als sich durchsetzende Tendenz einzuschätzen (vgl. Geister, 2002; sehr kritisch Frieling-Sonnenberg, 1997), mit größerer Nähe zur *Altenbildung* (vgl. z.B. Tietgens, 1992; Kade, 1994a, 1997; Karl 1994; Knopf, 1999; Behrens & Cobet, 2000) dagegen ist Biografisierung – im Verein mit Konzepten der Individualisierung und Pluralisierung – sehr viel häufiger analytischer und konzeptioneller Bezugspunkt.

U.a. diesen Bezugspunkt hat Nittel im Auge, der im Anknüpfen an die Biografie die einzige Möglichkeit sieht, die Anschlussfähigkeit der Erziehungswissenschaft an die und Offenheit gegenüber der Altersthematik zu untermauern. „Die Lösung (...) könnte darin bestehen, ´einheimische Begriffe´, wie den des Lebenslaufs oder den des lebenslangen Lernens, zu revitalisieren – oder anders formuliert: biografiethoretische und/oder bildungstheoretische Konstrukte zu nutzen, um altersspezifische Phänomene und Probleme unter Zugrundelegung pädagogischer Erkenntnisinteressen zu reinterpreten“ (Nittel, 1999, S. 361). In diesem Kontext würden soziale Netzwerke und soziale Unterstützungen unverzichtbar eine prominente Stelle in einer biografieorientierten erziehungswissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Altern einnehmen.

Die unterschiedlichen Netzwerk- und Unterstützungskonzepte setzen nicht unbedingt ein je ausgearbeiteteres Bewusstsein über das Zusammenwirken der verschiedenen Bereiche einer biografischen Identitätsbildung und -kontinuität voraus. Dies gilt insbesondere für die stärker strukturorientierten Konzepte, die den subjektiven Bedeutungen sozialer Bindungen und „Ressourcenströme“ geringere Aufmerksamkeit schenken. Mit der Biografieorientierung geht in vielen Fällen eine erhöhte Aufmerksamkeit für die Pluralität von Alterssituationen und die Variabilität von Alternsverläufen einher – ein kaum zu überschätzender Bezugspunkt für neuere Impulse für Konzeptentwicklungen aus der Perspektive der Gerontologie und Altenpflege ebenso wie aus derjenigen der Sozialpädagogik und sozialen Altenarbeit. Die biografischen Ansätze reklamieren für sich – gewissermaßen reflexiv angewandt – als Vorteil, dass sie den Blick auf die Frage lenken, ob und wie sozialpädagogische und sozialarbeiterische Interventionen biografische Bedeutung für die Klientinnen und Klienten haben und in ihre Biografie eingreifen (vgl. Böhnisch, 1997, S. 266).

In der biografischen Perspektive lässt sich auch die Dimension der Sozialisationsgeschichte einfangen, die sowohl für die Bedarfs- wie auch die Ressourcenseite wichtig ist. Hier liegen

relevante Wurzeln sowohl für die strukturelle als auch die handlungsbezogene Ausstattung mit Blick auf Netzwerkkompetenzen und -bedarfe, auf Normen und Verhaltensweisen, auf Verhaltenserwartungen usw. Für die Netzwerkbiografie steht dabei häufig die Rekonstruktion familialer Strukturen oder kulturell-kontextueller Strukturen im Zentrum, die zugleich als Kontexte für Prozesse der Konstruktion von Bedeutungen betrachtet werden. Als Mehrgenerationengefüge eignen sich Familien in besonderer Weise für entsprechende analytische Zugänge z.B. in der empirischen Alter(n)s- und Generationenforschung. Ebenso wichtig ist die im Biografiezugang angelegte Perspektive auf gestaltende und aktiv aneignende Subjekte in den längsschnittlich zu betrachtenden lebensweltlichen Strukturen.

Weiter oben wurde bereits eingegangen auf die sozialpädagogische Ausdeutung eines Begriffs der Lebensbewältigung. Lothar Böhnisch schlägt den Begriff der „biografischen Lebensbewältigung“ im Sinne des Strebens nach psychosozialer Handlungsfähigkeit vor (vgl. Böhnisch, 1997). Im wesentlichen soll dadurch der Aspekt lebenslang gelernter und erworbener Handlungsmuster als basale Ressource und Grenze von Lebensbewältigung in der Risikogesellschaft prononciert werden. „Bewältigungshandeln orientiert sich nur vordergründig an der ´Handlungsfähigkeit in der Situation´, denn es ist ja vor allem auch biografisch, aus der eigenen Bewältigungserfahrung im bisherigen Lebensverlauf strukturiert. (...) Allgemein werden psychosoziale Krisen und Brüche so bewältigt, dass die Biografie einigermaßen im Lot bleibt, das bisher Gelebte und Erfahrene nicht einfach abbricht oder radikal entwertet wird. Dieses biografische ´Integritätsproblem´ steuert also die Lebensbewältigung“ (Böhnisch, 1997, S. 27). Die Biografie wird verstanden als eine Art selbständiger Integrationsinstanz von vielfältig zerstreuten Lebenssequenzen und gewinnt für Böhnisch gerade mit höherem Alter an Gewicht: es wird für ihn „das *biografische Gewordensein* in der individuellen Erfahrung des Lebenslaufs mit zunehmendem Lebensalter zur entscheidenden Bezugsdimension für die Bewältigungsarbeit“ (Böhnisch, 1997, S. 31; Herv. im Orig.).

Insbesondere aus der Perspektive der Lebenslaufforschung wird darauf aufmerksam gemacht, dass mit der biografieorientierten Forschungsperspektive häufig eine einseitige Verengung auf die Einzelfallebene einhergeht, während angemessene Beschreibungen und Erklärungen der Dynamik von Lebensverläufen ganz zentral auch gesamtgesellschaftliche Struktur- und Ablaufmuster einbeziehen müssen (vgl. Mayer, 1987). Die Netzwerkperspektive kann in dieser Hinsicht eine Brückenfunktion einnehmen, sie selbst wird wiederum herausgefordert durch den in der Biografie- und Lebenslaufforschung zentralen Aspekt der längsschnittlichen Perspektive.

6. Interventionsgerontologie

Das Konzept einer Interventionsgerontologie¹⁴ basiert auf mittlerweile fast 30 Jahre andauernden Bemühungen, Altersprozesse nicht mehr nur zu beschreiben, zu erklären und be-

¹⁴ Vgl. z.B. früh Lehr (1979); Kaiser (1983); Kruse (1991); aktuell: Wahl & Tesch-Römer (1998); Wahl & Tesch-Römer (2000).

stenfalls durch Kategorienbildung durchsichtiger zu machen, sondern „zu intervenieren, einzugreifen, Alternsprozesse abzustoppen oder gar rückgängig zu machen, oder – als wesentliche Aufgabe – einen etwaigen Abbau durch Prophylaxe bzw. Prävention zu verhindern“ (Lehr, 2000, S. V).¹⁵ Es wird damit darauf aufmerksam gemacht, dass die noch nicht sehr alte Einsicht, dass Alternsprozesse keineswegs nur endogen bedingt sind, sondern durch vielfache psychologische, soziale, ökonomische und ökologische Faktoren mitbeeinflusst werden, entwicklungsoptimierenden, präventiven und rehabilitativen Interventionen erst den Weg ebnete. Es wird dabei von einer im Prinzip gegebenen und lebenslauf- und situationsabhängigen Entwicklungspotenzialität im Alter ausgegangen (vgl. Kruse, 1995).

Wenn mit Lehr (1979) das Feld der Interventionsgerontologie als das „Insgesamt der Bemühungen, bei psychophysischem Wohlbefinden ein hohes Lebensalter zu erreichen“ verstanden wird, so werden die Schnittmengen zur analyse- und interventionsbezogenen Beschäftigung mit sozialen Netzwerken und sozialer Unterstützung deutlich.¹⁶ Der vielfach aufgeladene Begriff Wohlbefinden – ähnlich wie der der „Lebenszufriedenheit“ oder später das Konzept „erfolgreichen Alterns“ (vgl. Baltes & Baltes, 1990) – macht dabei gewissermaßen en passant einige wichtige Aspekte deutlich: Die einzelnen Faktoren lebensweltlicher Befindlichkeiten sind in ihrer Wirksamkeit kaum kausal zu isolieren, denn zum Wohlbefinden von Personen tragen eine Vielzahl von Variablen bei. Wie die angewandte Gerontologie zielt Netzwerkförderung natürlich zentral auch auf Therapie und Rehabilitation bei bereits eingetretenen Kompetenzverlusten im Alter. Aber sie beschränkt sich nicht darauf, sondern sie hat stets eine Perspektive der lebenslangen Entwicklung im Auge. Damit sind Prävention und optimierende Trainings in früheren Lebensaltern ebenso angesprochen wie die Tatsache, dass es vielfach weniger die aufgetretenen Probleme selbst, sondern die Umgangsweisen und Bewältigungsfertigkeiten sind, die bei älteren und alten Menschen der Verbesserung bedürfen.

Auf allen vier genannten Ebenen¹⁷ sind soziale Netzwerke je mehrfach einzubeziehen – als soziale Umwelt, als teilweise durchaus mitbeteiligte Interventionsagenten (Wahl & Tesch-Römer, 2000, S. 6f.), als Zielpersonen von Interventionsgerontologie usw. Die genannten Konzepte – „Wohlbefinden“, „Lebenszufriedenheit“, „erfolgreiches Altern“ – sind fundamental an subjektive Bewertungen der eigenen Lebenssituation und des Alterungsprozesses gebunden und verweisen auf die vor vielen Jahren von Thomae (1970) vorgelegte „kognitive Theorie des Alterns“. In ihr wurde „Altern“ im wesentlichen in Form der dem Indi-

¹⁵ Prävention lässt sich dabei als Unterfall von Intervention behandeln. Es existiert in der Literatur auch die umgekehrte begriffliche Strategie, z.B. im Anschluss an Caplan (1964) jede Intervention als Prävention zu kennzeichnen. Dabei wird je nach der Stelle des Eingreifens zwischen primärer (Risikominimierung, Senkung der Inzidenzrate), sekundärer (Früherkennung, Reduktion der Prävalenzrate) und tertiärer Prävention (Minimierung von Folgeschäden und Rückfallrisiken) unterschieden.

¹⁶ Vgl. – u.a. vor dem Hintergrund der demografischen Netzwerkbefunde (vgl. Otto, 2003a) – auch den zentralen Stellenwert, den soziale Netzwerke und darauf zielende Interventionen in Grundsatzpublikationen der Interventionsgerontologie einnehmen (vgl. Tesch-Römer & Wahl, 2000).

¹⁷ Vgl. die immer noch instruktiven von Lehr (1979) eingeführten 4 „Säulen“ der Interventionsgerontologie: 1) Therapie und Rehabilitation, 2) Prävention, 3) Optimierung und Anreicherung von Lebensbedingungen, 4) Unterstützung beim Management von Problemsituationen.

viduum selbst erlebnismäßig präsenten Veränderungsvorgänge konzeptualisiert. Damit rückt die Unterscheidung subjektiver und objektiver Altersvorgänge in den Blickpunkt (vgl. Filipp & Schmidt, 1995, S. 446ff.).

Untrennbar mit der modernen Interventionsgerontologie verbunden ist ihr Credo des differenziellen Alterns. Die Analyse des Alterns aus sozialhistorischer und sozialökologischer Perspektive geht von der Grundannahme aus, „dass menschliche Entwicklung ein Höchstmaß an Plastizität besitzt und dass die jeweils betrachteten Entwicklungsverläufe auch im Hinblick auf den historischen und ökologischen Kontext, innerhalb dessen sie sich vollziehen, zu relativieren sind (...). Damit sind ganz zentral auch die Netzwerkbezüge im Wandel des Lebenslaufs angesprochen. Der Begriff Altern meint also differenzielles Altern, das sich in Interaktion mit den Veränderungen vollzieht, welche die Lebenssituation der Einzelindividuen auf den einzelnen Ebenen kennzeichnen“ (Filipp, 1987, S. 385). Dieser Begriff des Alterns hebt sich von dem ab, was „normales“ Altern meinen könnte.

7. Systemische, familien- und umweltbezogene Ansätze in der Sozialen Arbeit, Sozialen Therapie und Sozialen Gerontologie

Es existieren systemische Ansätze, die zwar das Familiensystem ins Zentrum stellen, aber teilweise implizit, teilweise explizit auch Netzwerksegmente außerhalb selbst der durch Verwandtschaft relativ weit definierten Familiengrenzen in den Blick nehmen. So sehr solche Dynamisierungen zu begrüßen sind, so deutlich werfen sie die Frage auf, inwiefern es dann noch – außer z.B. aus didaktischen Gründen in Lehrsettings o.ä. – sinnvoll ist, den Familienbegriff zugrundezulegen. Systemisch orientierte Ansätze konvergieren vielfach mit netzwerktheoretischen Überlegungen beispielsweise hinsichtlich der Funktionsbestimmungen des (Familien-)Systems, dem Ausgangspunkt von Ressourcen anstatt nur von Problemlagen und Defiziten, der Einsicht in die auch gegebenen negativen Effekte sozialer Netzwerkbeziehungen, der Beschäftigung mit Gleichgewichtseffekten (vgl. La Gaipa, 1977), die im netzwerktheoretischen Kontext etwa im Kontext der Reziprozität (vgl. Otto, 2003) ebenfalls eine große Rolle spielen u.a.m.

Dabei scheint es seit einiger Zeit eher das Vordringen systemischer Ansätze zu sein, das auch der Netzwerkorientierung erhöhte Aufmerksamkeit zukommen lässt als umgekehrt. „Mit dem Siegeszug der systemischen Perspektive in vielen psychosozialen Feldern, mit einem zunehmend auch ökologisch orientierten Denken und auch mit der lebensweltlichen Orientierung in der Jugendhilfe (ist; d. Verf.) das Interesse und die Offenheit für netzwerkbezogenes Wissen auch in der Praxis gestiegen“ (Straus & Höfer, 1998, S. 94). Dies lässt sich beispielsweise an Beratungsansätzen verdeutlichen, die auf einer systemischen Kontextklärung aufbauen. In ihr werden Netzwerkstrukturen z.B. als „Hilfesystem-Kontext“ (Kleve, 2002) ebenso beachtet wie Hilfe- und Unterstützungskarrieren sowie eine Reihe von

Abklärungsprozessen bezüglich von Ansprüchen, Einschätzungen und Absichten einbezogen.¹⁸

Hass und Hilarion (o. J.) leiten in dieser Perspektive diagnostische und therapeutische Überlegungen aus der Netzwerk- und Unterstützungstheorie für die Psychotherapie ab. Lenz (1996) diskutiert Konzeptionen des Networking im Bereich der Trennungs- und Scheidungsberatung als Ergänzung und Erweiterung bestehender Beratungs- und Therapiekonzepte. Die Aneignung netzwerktheoretischer Perspektiven beispielsweise in Versuchen einer Verbindung familientherapeutischer mit gemeinwesenorientierten Ebenen oder in Verfahren des Psychodrama erklärt sich durch die dem Konzept eigene „intermediäre Qualität“ (Straus & Höfer, 1998, S. 78). Umgekehrt wird bisweilen ausgehend von netzwerk- und supporttheoretischen Ansätzen auf die Fruchtbarkeit der Anwendung systemischer Familientheorien hingewiesen, beispielsweise bezüglich der Verknüpfung der Aspekte personaler Beziehungen und Unterstützungssysteme (vgl. La Gaipa, 1990, S. 130f.).

Die Aneignung systemischer Arbeitsperspektiven auch in der Pflegewissenschaft hat zu in ersten Ansätzen ausgearbeiteten Anwendungsvorschlägen geführt. So steht beispielsweise bei Friedemann (1996) in ihrer „Theorie des systemischen Gleichgewichts in der familien- und umweltbezogenen Pflege“ die Familie von vornherein im Zentrum ihres Interesses, eine operationalisierbare Lesart von Ganzheitlichkeit in der Pflege auszubuchstabieren. Sie verschränkt explizit die individuumsbezogene Pflege mit der „Pflege der Familie“ (Friedemann, 1996, S. 53ff.). Ihre Definition von Familie wird von vornherein mit Bezug auf subjektive Bewertungsprozesse modifiziert: „Die Familie ist ein System mit Subsystemen. Innerhalb der Familie schließen sich gewisse Mitglieder zu interpersonellen Subsystemen zusammen, um bestimmte Aufgaben zu lösen. (...) Einzelne Angehörige haben definierte Rollen in der Familie, innerhalb der interpersonellen Subsysteme und auch als Mitglieder von ausgewählten Umweltsystemen. Für die Definition der Familie ist entscheidend, wer als zugehörig bestimmt wird. Damit eine Familie als System wirkt, sind Zusammengehörigkeit und menschlicher Kontakt eine Vorbedingung. Dementsprechend besteht die Familie einer bestimmten Person aus all jenen Mitmenschen, die diese Person als ihre Familie betrachtet. Das heißt, dass die Familienmitglieder jene Mitmenschen sind, mit denen sich die Person verbunden fühlt und Kontakt pflegt. Sie kümmert sich um sie, freut sich über ihre Anwesenheit, macht sich Sorgen um sie, oder regt sich über ihre Lebensweise auf“ (Friedemann, 1996, S. 31).

Ungewöhnlich ist, dass sie – trotz mehrheitlichem Bezug auf Verwandte – gemäß diesen Kriterien auch Nichtverwandte als Familienmitglieder fasst, „manchmal übernehmen gute Freunde die Funktionen einer Familie“ (Friedemann, 1996, S. 31). Unabhängig vom Verwandtschaftsgrad ergibt sich für Friedemann damit als zentrales Erfordernis auch für Interventionsprozesse die Abklärung der subjektiven Dimensionen: „Die Familienzugehörigkeit (muss; d. Verf.) aus der Perspektive des Betroffenen in der Pflege als erstes geklärt werden. (...) Dabei ist es unerlässlich zu erfahren, nicht nur wer zur Familie gehört, sondern

¹⁸ Vgl. z.B. die familiäre Netzwerktherapie (Klefbeck, 1998) sowie die jüngst explizit auch für die jugendamtliche Arbeit vorgeschlagene Netzwerk-Familienkonferenz (Früchtel & Budde, 2003).

auch, wie wichtig diese Personen für die Familie sind und welche Rollen sie im täglichen Wirken der Familie erfüllen“ (Friedemann, 1996, S. 32f.).

Die sozialökologisch orientierten Sichtweisen lenken den Blick auf überindividuelle Merkmale und Bedingungen der Problemgenese und setzen hier auch mit Interventionen an. „Bevorzugt werden Sprachregelungen, die es gestatten, die beteiligten Personen nicht sofort als Produzenten von Problemen zu stigmatisieren. Probleme werden dem Zusammenwirken von sozialen, institutionellen und räumlichen Umweltfaktoren mit den in dieser Umwelt typischen Verhaltensmustern zugeschrieben; es werden z.B. Belastungen durch Forderungen von Institutionen, durch kritische Lebensereignisse und durch einen Mangel an Ressourcen im Umfeld des Klienten als Entstehungsbedingungen von Problemen gewertet (...). Demzufolge zielen die Arbeitsformen darauf, den Klienten zu entlasten, seine Nahumwelt durch den Aufbau kleiner sozialer Netze zu bereichern (...) und die Ressourcen im Umfeld der Klienten dem ermittelten Bedarf anzupassen sowie den Zugang zu diesen Ressourcen zu erleichtern“ (Meinhold, 1988, S. 76). In umgekehrter Weise ließe sich in einer Konzeption umfassender Netzwerkförderung eine der Interventionsebenen mit Bezug auf ökologische Dimensionen konzipieren.

8. Solidarität

Solidarität ist ähnlich wie soziale Netzwerke und soziale Unterstützung und einige der vorgenannten nicht nur analytischen und konzeptionellen, sondern ebenso zeitdiagnostisch, normativ bzw. politisch aufgeladenen Konzepte ein schillernder Begriff. Er wird ebenso häufig gebraucht wie selten definiert, in unserem Zusammenhang insbesondere im Kontext von familialen und gesellschaftlichen Generationenverhältnissen (Lüscher & Liegle, 2003). Eine Ausnahme von den vielfältigen pauschalen und unreflektierten Verwendungen des Solidaritätsbegriffs findet sich mit Bezug auf familiäre Solidarität bei der Forschungsgruppe um Vern L. Bengtson (vgl. z.B. Roberts & Bengtson, 1990; Bengtson & Roberts, 1991). Es ist umstritten, ob im strengen Sinn von einer „Solidaritätsperspektive“ als einem einheitlichen Forschungsansatz gesprochen werden kann (Dallinger, 2002 S. 219f.). Demgegenüber ist allerdings die weite, zum Beispiel auch durch das OASIS-Projekt dokumentierte internationale Rezeption zu bedenken. Überdies findet „Solidarität“ im Sinne eines Deutungsmusters allgemeinere Verwendung (vgl. z.B. Hondrich & Koch-Arzberger, 1992) und kann hier als Theorie mittlerer Reichweite charakterisiert werden.¹⁹

Das Solidaritätskonstrukt kann als Theoriekonzeption zur Erklärung von unterstützendem Verhalten thematisiert werden. In Steuerungsperspektive schreibt Kaufmann (1984, S. 179): „Solidarische Steuerung vollzieht sich heute typischerweise, wo in sozialen Beziehungen nicht nur eigene und gemeinsame, sondern auch die spezifischen fremden Interessen in die Gestaltung von Handlungszusammenhängen einbezogen werden.“ Zumeist bezieht sich

¹⁹ Auf die breite weitere Diskussion wird hier nur mit einem aktuelleren Literaturhinweis eingegangen: Bayertz (1998).

diese moderne, reflektierte Form der Solidarität auf kleine und überschaubare Solidarformen und damit auf einen wichtigen, allerdings für entferntere Netzwerksegmente nur bedingt aussagekräftigen Spezialfall: In den Arbeiten der prominenten Gruppe um Bengtson etwa wird versucht, die soziologischen und psychologischen Komponenten der Hilfeleistung zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern in der Familie zu erfassen. Im Gegensatz zu einer früheren Fassung wird Solidarität dabei nicht mehr eindimensional, sondern auf der Grundlage dreier unabhängiger Dimensionen zu begreifen versucht: mit je einzelnen Fragebogenskalen wird die Übereinstimmung der Generationen (Consensus), die Kontakthäufigkeit (Association) und die emotionale Qualität der Beziehung (Affection) erhoben. Die damit dreidimensional beschriebene Solidarität wird durch zwei Faktoren direkt (experiences not shared across generations: Erfahrungen, die zwischen den Generationen nicht geteilt werden sowie residential propinquity, räumliche Nähe zwischen Eltern und Kindern) und durch zwei weitere Faktoren vermittelt über das Hilfeverhalten (helping behaviour) beeinflusst (filial responsibility: filiale Verantwortlichkeit; dependency needs: Unterstützungsbedürfnisse der Eltern).²⁰

Szydlik (2000) unterscheidet ebenfalls mit Blick auf die Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern zwischen funktionaler (Geben und Nehmen von Geld, Zeit und Raum), affektiver (Gefühle der Verbundenheit und Zusammengehörigkeit) und assoziativer Solidarität (gemeinsame Aktivitäten). Er lehnt sich damit an eine Unterscheidung der o.g. Forschergruppe an, wie sie beispielsweise von Bengtson & Roberts (1991) publiziert wurde, bei diesen freilich noch ergänzt um strukturelle, normative und konsensuelle Solidarität. Der ursprüngliche Ansatz bot und bietet Anlass zu einer Reihe kritischer Nachfragen, von denen nur einige wenige angedeutet werden sollen. Mit ihm wird zwar eine Möglichkeit eröffnet, dem Phänomen in seiner Vielschichtigkeit Rechnung zu tragen, kritisch wurde allerdings eingewandt, dass insbesondere die drei letztgenannten Solidaritätskategorien „begrifflich missverständlich seien und (...) auf einen viel zu breiten, fast möchte man sagen: beliebigen Solidaritätsbegriff“ (Szydlik, 2000, S. 36) rekurrerten. Hier würden teilweise strukturelle Merkmale zu rasch im Sinne einer empirischen Dimension von Solidarität und teilweise als Handlungsdimensionen verstanden, anstatt als Möglichkeitsbedingungen im Sinne einer Potenzialdimension.

²⁰ Es werden in dieser zunächst in den 70er Jahren entwickelten „Theorie der intergenerationalen Solidarität“ (vgl. Bengtson, Olander & Haddad, 1976) später sechs verschiedene Solidaritätsdimensionen unterschieden, die zum Teil miteinander verwoben sind und sich gegenseitig beeinflussen: „associational“, „affectual“, „consensual“, „functional“, „normative“ und „structural“. „1. Family structure: The number, sex, and age of family members across generations, as well as their geographic proximity. 2. Association: The frequency of interaction between individuals and the type or nature of companionate activities shared across generations. 3. Affect: The negative or positive sentiment, the feelings and perceptions of closeness or distance between family members of different generations. 4. Consensus: The degree of similarity or conflict in general values, specific socio-political opinions, and perceptions of agreement. 5. Exchange of power: The balance of resources held by each generation, material or nontangible, often evidences in the degree of exchange of assistance or support between generations. 6. Norms: Perceptions of what should be done between generations, reflecting parental and filial responsibility“ (Treas & Bengtson, 1987, p. 635).

Diese Kritik zielt u.a. auf die Kategorie „structural solidarity“, zu deren Indikatoren etwa die Wohnentfernung oder die quantitativen Strukturmomente familialer Generationennetzwerke etwa in Gestalt gemeinsamer Lebenszeit der Familiengenerationen gerechnet werden. Netzwerkorientierte Forschungen haben – allerdings nicht von Anfang an und nicht immer – versucht, beispielsweise die strukturelle Dimension der räumlichen Nähe bzw. Erreichbarkeit sehr differenziert hinsichtlich ihrer Wirkungen auf Unterstützungsverhalten zu untersuchen. Die Kategorie „normative solidarity“ hebt darauf ab, inwiefern sich Familienmitglieder zur privaten Solidarität verpflichtet fühlen. In dem Maße, in dem diese Kategorie jedoch nicht auf einzelne Enkel, Kinder, Eltern oder Großeltern Bezug nimmt, muss gefragt werden, ob solch generelle Einstellungen zur Familie zwangsläufig mit tatsächlichen Handlungen übereinstimmen – auch hier also ein kritischer Einwand, der darauf hinausläuft, die „strength of commitment to performance of familial roles and to meeting familial obligations“ (Bengtson & Roberts, 1991, S. 857) eher als Solidaritätspotenzial aufzufassen. „Consensual solidarity“ schließlich umschreibt Gemeinsamkeiten der Individuen mit Blick auf Einstellungen, Meinungen, Anschauungen – etwa hinsichtlich politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Phänomene. Diese Kategorie also hebt ab auf die Kongruenz bei Wertmustern, Präferenzen und Lebensorientierungen und -stilen, wobei auch hier der Zusammenhang zwischen allgemeinen Auffassungen einerseits, deren Praktischwerden andererseits nicht überzeugend klar gemacht wird.

In diesem Kontext ist am Begriff der Solidarität sicher seine Assoziation mit einer ausschließlich harmonischen Sicht des Generationenverhältnisses problematisch, die im Lichte der Empirie zu einseitig wäre. Kohli und Künemund merken dazu an: Zwar ist die „Enge der Beziehung, von der die große Mehrheit der Eltern und Kinder berichten, in der Tat überraschend, aber es gibt eine Minderheit, deren Beziehung stark von Konflikten bestimmt ist oder die ihre Beziehung sogar abgebrochen haben. Und auch enge Beziehungen schließen Konflikte keineswegs aus“ (Kohli & Künemund, 2001, S. 517). Für Lüscher (vgl. z.B. 2000) sind Generationenbeziehungen grundsätzlich ambivalent. Ein Grund dafür läge in der Widersprüchlichkeit der normativen Lage, in denen sich moderne individualisierte Gesellschaften befinden: Nicht nur Solidarität sei ein legitimer Wert, sondern auch Autonomie. Offene Konflikte ergäben sich insbesondere dort, wo der eine Wert auf Kosten des anderen überbetont werde, z.B. wenn durch massive und dauerhafte Pflegebedürftigkeit der alten Eltern die Ansprüche an die Solidarität der Kinder überdehnt würden. Die Aneignung der Argumente zugunsten einer Ambivalenzperspektive (z.B. Lüscher & Liegle, 2003, S. 285ff.) können entsprechende Differenzierungsprozesse bezogen auf die Netzwerktheorie hier deutlich befruchten.

Szydlik plädiert gegenüber der vorgestellten für eine solche Definition von Solidarität, die zwei Elemente enthält: einerseits ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und engen Verbundenheit, andererseits spezifisches aufeinander bezogenes Verhalten: Solidarität könne sich damit „ausschließlich über ein nahes Gefühl zu einer bestimmten Person manifestieren, ohne unmittelbar in tatsächliche Handlungen übergehen zu müssen. Umgekehrt kann sich Solidarität ‚lediglich‘ über bestimmte Aktivitäten ausdrücken, mit denen letztendlich kein Gefühl enger Verbundenheit zu dieser Person einhergeht. In den meisten Fällen allerdings (...)

treten Solidaritätsgefühl und solidarische Handlungen gleichzeitig auf. Sie können darüber hinaus sogar ein Bedingungsgefüge darstellen. Solidarische Handlungen beruhen dann u.a. auf einem emotionalen Verbundenheitsgefühl, und umgekehrt kann solidarisches Verhalten zur Herausbildung und Stärkung eines Solidaritätsgefühls beitragen“ (Szydlik, 2000, S. 37). Der subjektiven Solidaritätsdimension der Beziehungsenge stehen auf qualitative wie quantitative Aspekte verweisende Dimensionen praktischer Handlungen sowie die quantitativ operationalisierbaren Aspekte der strukturellen Gestalt von Solidarität gegenüber.

Die Solidaritätsmodelle ermöglichen damit gerade in Kombination mit ihrer Kritik eine kritische Überprüfung der Netzwerk- und Unterstützungstheorie. Die kritischen Akzentuierungen würden im Solidaritätskonstrukt besser begreifen lassen, dass hinter dem Ausdruck von „solidarity“ „unterschiedliche Kräfte der Beziehungsdynamik stehen und konkrete Verhaltensweisen bzw. Erscheinungsformen auch das Ergebnis von Prozessen der wechselseitigen Abstimmung, unter Umständen auch als Kompromisse von Interessen aufgefasst werden können“ (Lüscher & Liegle, 2003, S. 269) und dass sie überdies von den jeweils vorgegebenen Rahmenbedingungen beeinflusst sein können. Es könnte dann verzichtet werden auf normative und strukturelle Setzungen und Kausalitätsannahmen, die eher einer Vermengung von Sein und Sollen zuzuschreiben sind – und in der Geschichte der Netzwerkdiskussion ganz ähnlich rekonstruiert werden können. Schließlich ergäben sich gerade in dieser Dynamisierung stärkere Möglichkeiten, die Solidaritätsperspektive interventionsbezogen praktisch werden zu lassen.

9. Bürgerschaftliches Engagement

Konzeption und Realität bürgerschaftlichen Engagements mit einem netzwerk- und unterstützungsbezogenen analytischen Instrumentarium zu rekonstruieren, macht in mehrfacher Weise Sinn. Die Aktualisierungszusammenhänge des Engagements können dabei einerseits selbst als soziale Netzwerke betrachtet werden, andererseits als Teil beziehungsweise Partner im Netzwerk von Individuen.²¹ Die bürgerschaftlich Engagierten können ebenso Fokuspersonen eigener egozentrierter Netzwerke sein – womit Phänomene der „Helferrückwirkung“ (Müller-Kohlenberg, 1992), des „Selbstbezuges“ (Jakob, 1993) oder des „Prozessnutzens“ (Offe, 2002) aufgehellt werden können – als auch spezifische NetzwerkpartnerInnen in den sozialen Netzwerken der Zielpersonen von Hilfeaktivitäten. In beiden Fällen sind die spezifischen Ausformungen von Reziprozität und Gegenseitigkeit, von Handlungs- und Unterstützungs-Möglichkeiten und -Grenzen, von sich über die Zeit verändernden Beziehungsqualitäten usw. mithilfe von Netzwerk- und Unterstützungskonzepten in ihrer Dynamik und gegebenenfalls Widersprüchlichkeit angemessener zu verstehen, als dies in vielen Hilfekoncepten möglich ist.

²¹ Des weiteren könnten – in eher strukturbezogener Perspektive – Netzwerke bürgerschaftlichen Engagements thematisiert werden (vgl. z.B. Fischer, Eichener & Nell, 2003 oder die Jahresberichte der Begleitforschung der Engagementförderung in Baden-Württemberg, z.B. Klie et al., 2004).

Es lässt sich die These vertreten, dass viele Projekte des Einbezugs bürgerschaftlichen und intermediären Engagements ein ganz bestimmtes Muster sozialer Vernetzung und sozialer Unterstützung transportieren und zu ihm beitragen. Es ist in dynamischer Weise in Bezug zu bringen zu den Konzepten der sozialen Eigenhilfe, Selbsthilfe und des ehrenamtlichen sozialen Engagements (vgl. Otto, 1995, S. 129ff.) – mithin „solchen sozialen Gefügen, welche die Lücke zwischen mikro- und makrosoziologischen Gebilden zu schließen versprechen“ (Röhrle, 1994, S. 3), um die je spezifischen strukturellen Merkmale, Entwicklungstendenzen und eigentümlichen Leistungspotenziale (-stärken und -schwächen) fassen zu können.

In einer Reihe von Kontinuums- oder Stufenmodellen sozialpolitischer Bedarfsausgleichssysteme²² werden diese und ähnliche Dimensionierungen verwandt, um die dualistischen Modelle eines formellen versus informellen²³ und professionellen versus laienhaften Bereichs zu überwinden. Allerdings wurde vielfach herausgearbeitet, dass auch die hier zumeist vorgenommene Absetzung unterschiedlicher Handlungsformen oder -logiken den gerade geforderten dynamisch-theoretischen Blick auf die reale Komplexität und Vielgestaltigkeit der sozialen Wirklichkeit nicht einzuholen vermag. Die damit verbundenen schwer überwindlichen theoriebezogenen und begrifflichen Probleme könnte die hier vorgeschlagene theoretische Perspektive bei weiterer Ausarbeitung ebenso klären wie sie eine Verbindung dieser struktur- bzw. funktionsorientierten Betrachtung auf makrosozialer Ebene mit mikrosozialen Fragestellungen ermöglicht. Schließlich lassen sich Projekte und Initiativen der Arbeit mit ganz unterschiedlichen Gruppen (z.B. Älteren, Stadtteilangehörigen, Engagierten usw.) – ob in der Selbstwahrnehmung bereits bürgerschaftlich orientiert oder nicht – daraufhin beurteilen, ob die in diesem Feld möglichen Potenziale aktiver, dezidiert (strukturell, aber insbesondere in unserem Zusammenhang auch individuell orientierter) netzwerkorientierter „Politik“ sinnvoll genutzt werden.

Zusammenfassend ist nach diesem knappen Durchgang durch benachbarte Diskurse deutlich geworden, dass die vielfältigen Anschlusspunkte zu sehr unterschiedlichen Gegenstands- aber auch Forschungsbereichen, von denen oben nur einige wenige angerissen wurden, einen guten Teil der Produktivität der Netzwerk- und Unterstützungsperspektive ausmachen, aber auch ein Dilemma kennzeichnen. So kann in keiner Weise von einer Vereinheitlichung des Gebietes gesprochen werden (vgl. Laireiter & Lettner, 1993, S. 111), was sich insbesondere hinsichtlich von Klärungen und Systematisierungen im konzeptuellen Bereich und mit Blick auf theoretische Fundierungen bemerkbar macht.

²² Vgl. Litwak (1985; insbes. S. 24ff.); Bulmer (1987, S. 17ff.; 72ff.); Olk (1992); Rauschenbach, Müller & Otto (1992).

²³ Vgl. z.B. aus soziologischer Sicht die frühe und interessante Kritik am Begriff des informellen Sektors bei Elwert, Evers & Willkens (1983), die – wenn auch mit Blick auf die Herkunft des Begriffes aus der entwicklungsländerbezogenen Soziologie – die Vorstellung eines eigenständigen Sektors kritisieren und stattdessen den Blick insbesondere auf die ergänzende Funktion hinlenken, die komplementär geradezu nach flankierender Sicherheit im formellen Sektor sucht.

Es lässt sich *erstens* festhalten, wie sehr sowohl in praxis- und konzeptionsorientierten Referenzsystemen als auch in theoretischen und zeitdiagnostischen Debatten letztlich netzwerk- und unterstützungsbezogen argumentiert wird – und dies auch da, wo entsprechende Begrifflichkeiten und Bezugnahmen nicht explizit verdeutlicht werden. Die damit freigelegten entsprechenden Konvergenzen zwischen den unterschiedlichen und teilweise deutlich getrennt voneinander ausgetragenen Diskursen sind – *zweitens* – so deutlich, dass für ihre Abgrenzung jedenfalls unter dem netzwerk- und unterstützungsbezogenen Gesichtspunkt teilweise nur noch disziplinäre und historische Bedingungsfaktoren zur Erklärung herangezogen werden können. *Drittens* allerdings bleiben in sehr vielen Ansätzen auch bei dezidiert für sich reklamierter Netzwerkorientierung die diesbezüglichen theoretischen, konzeptionellen und praktischen Möglichkeiten vielfach auf schmale Netzwerkausschnitte begrenzt oder in anderer Weise noch deutlich unausgeschöpft.

Schließlich sieht sich – *viertens* – durch die Kontrastierung an den Referenzdiskursen auch die Netzwerk- und Unterstützungstheorie herausgefordert. Eine sehr allgemeine Einsicht hat dabei besonderes Gewicht: „Bemühungen, soziale Unterstützung ausschließlich über die Modifikation von Individuen oder deren enge Netzwerke zu verändern, bleiben (...) unvollständig, solange der ökonomische Kontext als Ensemble von baulichen, sozialpolitischen, politischen, kulturellen und ökonomischen Einheiten nicht hinreichend berücksichtigt wird (...). Gesellschaftliche und institutionelle Rahmenbedingungen, die Ungleichheit bewirken wollen und Vereinzelungen durch bestimmte Ideologien, Arbeits- und Lebensformen fördern, sind ein ernst zu nehmendes Hemmnis für die Effektivität netzwerkorientierter Interventionen, auch dann, wenn die hier thematisierten Verbesserungsvorschläge realisiert“ (Röhrle & Sommer, 1998, S. 44) werden.

Die zu Beginn des Aufsatzes angesprochenen, die unterschiedlichen Diskurse verbindenden Interessen und Argumentationsfiguren finden sich im wesentlichen mit Bezug auf folgende Kriterien wieder, die zugleich als Messlatte des analytisch-theoretischen wie (intervention-)praxisanleitenden Potenzials der einzelnen Diskurse dienen können:

- auf den Stellenwert von autonomer Gestaltung von Lebensverhältnissen,
- auf Spielräume und Möglichkeiten der Subjekte im Zusammenwirken mit anderen auf der Basis von (insbesondere lokalen und familialen) Ressourcen – und dies nicht nur in querschnittlicher, sondern in Lebensverlaufsperspektive
- auf eine integrierte Perspektive auf Individuen in ihren personalen, biografischen und sozial-ökologischen Bezügen,
- auf die gleichermaßen notwendige Berücksichtigung quantitativer wie qualitativer Effekte der Interaktion mit Anderen sowie auf ihre je subjektive Bewertung, die von objektiven Einschätzungen deutlich differieren kann,
- auf die differenzierte Wahrnehmung der hierin gegebenen individuellen und überindividuellen (auch gesellschaftlich bedingten) Ressourcen und ihres Zusammenspiels,
- auf je diesbezügliche sowohl subjektiv-individuelle Handlungsmöglichkeiten
- ebenso wie auf interventorische Handlungsmöglichkeiten, die allerdings die in der Netzwerkforschung inzwischen sehr viel stärker diskutierte Frage nach der tatsächlichen Wirk-

samkeit netzwerkbezogener Intervention (Röhrle & Sommer, 1998) differenziert berücksichtigen sollte,

- auf die Überwindung jener Perspektive einseitiger Abhängigkeit, wie sie in aller Regel *Hilfetheorien* zugrunde liegt²⁴, aber auch
- auf Notwendigkeiten, die o.g. Ressourcen durch noch genauer zu diskutierende Interventionen und Strukturmaßnahmen zu stützen,
- auf hierin unterschiedlich ausgewiesene Vorstellungen gemischter Wohlfahrtsproduktion im teils arbeitsteiligen, teils gemeinschaftlichen Zusammenwirken formeller und informeller Instanzen.

²⁴ Vgl. z.B. die Definition bei Schwartz & Howard (1982, p. 328): „The helping relationship has been characterized as involving the unilateral dependence of people in need on others perceived as able to help“.

Literatur

- Baltes, M. M. (1995). Dependency in old Age: Gains and Losses. *Current Directions in Psychological Science*, 4, 14-19.
- Baltes, P. B. & Baltes, M. M. (eds.). (1990). *Successful Aging: Perspectives from the Behavioral Sciences*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Baltes, M. M. & Lang, F. R. (1997). Everyday Functioning and Successful Aging: The Impact of Resources. *Psychology and Aging*, 12, 433-443.
- Baltes, M. M. & Wilms, H. U. (1995). Alltagskompetenz im Alter. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (3. Aufl., S. 1127-1136). Weinheim: Beltz.
- Baltes, M. M. et al. (1996). Alltagskompetenz im Alter: Theoretische Überlegungen und empirische Befunde. In K.-U. Mayer & M. M. Baltes (Hrsg.), *Die Berliner Altersstudie* (S. 525-542). Berlin: Akademie-Verlag.
- Bayertz, K. (Hrsg.). (1998). *Solidarität. Begriff und Problem*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Behrens-Cobet, H. (2000). Biographisches Lernen. In S. Becker et al. (Hrsg.), *Handbuch Altenbildung* (S. 299-304). Opladen: Leske + Budrich.
- Bengel, J. & Koch, U. (Hrsg.). (2000). *Grundlagen der Rehabilitationswissenschaften. Themen, Strategien und Methoden der Rehabilitationsforschung*. Berlin: Springer.
- Bengtson, V. L. & Roberts, R. E. L. (1991). Intergenerational Solidarity in aging Families: An Example of formal Theory Construction. *Journal of Marriage and the Family*, 53, 856-870.
- Bengtson, V. L., Olander, E. B. & Haddad, A. A. (1976). The "Generation Gap" and aging Family Members: toward a conceptual Model. In J. F. Gubrium (ed.), *Time, Roles, and Self in old Age* (pp. 237-263). New York: Human Sciences Press.
- Berger, P. L. & Neuhaus, R. J. (1977). *To empower People. The Role of mediating Structures in Public Policy*. Washington D.C.: American Enterprise Institute for Public Policy Research.
- Beutel, M. (1990). Coping und Abwehr – Zur Vereinbarkeit zweier Konzepte. In F. A. Muthny (Hrsg.), *Krankheitsverarbeitung. Hintergrundtheorien, klinische Erfassung und empirische Ergebnisse* (S. 1-12). Berlin: Springer.
- Bobzien, M. & Stark, W. (1991). Empowerment als Konzept psychosozialer Arbeit und als Förderung von Selbstorganisation. In K. Balke & W. Thiel (Hrsg.), *Jenseits des Helfens. Professionelle unterstützen Selbsthilfegruppen* (S. 169-187). Freiburg/Br.: Lambertus.
- Böhnisch, L. (1995). *Gespaltene Normalität. Lebensbewältigung und Sozialpädagogik an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft*. Weinheim, München: Juventa.
- Böhnisch, L. (1997). *Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung*. Weinheim, München: Juventa.
- Böhnisch, L. (2002). Lebensbewältigung. Ein sozialpolitisch inspiriertes Paradigma für die Soziale Arbeit. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (S. 199-213). Opladen: Leske + Budrich.
- Böhnisch, L. (2004). Milieubildung als pädagogisches Konzept einer lebensweltorientierten Jugendhilfe. In K. Grunwald & H. Thiersch (Hrsg.), *Praxis lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern* (S. 435-442). Weinheim, München: Juventa.
- Brandenburg, H. (1997). Formen der Lebensführung im Alltag bei hilfe- und pflegebedürftigen älteren Menschen. Zusammenhänge zur Gesundheit und zum sozial-räumlichen Kontext. *Pflege*, 10, (5), 273-278.
- Brandenburg, H. (1998). Lebensweltansatz und Pflegewissenschaft. In R. Schmidt et al. (Hrsg.), *Neue Steuerungen in Pflege und Sozialer Altenarbeit* (S. 115-127). Regensburg: Transfer.
- Brandenburg, H. & Sowinski, C. (1996). Alltagsaktivitäten – Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Verständnis zwischen Gerontologie und Pflege. *ZGerontolGeriat*, 29, 387-396.
- Braun, U. & Schmidt, R. (Hrsg.). (1997). *Entwicklung einer lebensweltlichen Pflegekultur*. Regensburg: Transfer.
- Broda, M. (1990). Anspruch und Wirklichkeit – einige Überlegungen zum transaktionalen Copingmodell der Lazarus-Gruppe. In F. A. Muthny (Hrsg.), *Krankheitsverarbeitung. Hintergrundtheorien, klinische Erfassung und empirische Ergebnisse* (S. 13-23). Berlin: Springer.
- Bulmer, M. (1987). *The social Basis of Community Care*. London: Allen & Unwin.
- Caplan, G. (1964). *Principles of preventive psychiatry*. New York: Basic Books.
- Carroll, M. A. (1994). Empowerment Theory. *Canadian Journal of Psychology*, 48, 376-381.
- Dallinger, U. (2002). Das „Problem der Generationen“. Theorieentwicklung zu intergenerationellen Beziehungen. In U. Dallinger & K. R. Schroeter (Hrsg.), *Theoretische Beiträge zur Alterssoziologie* (S. 203-234). Opladen: Leske + Budrich.
- Dittrich, C. (1997). *Prävention und Selbsthilfeorientierung im Alter. Die Analyse einer gemeinwesenorientierten, lebensweltbezogenen Intervention im häuslichen Wohnkontext älterer Menschen*. Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang.
- Elwert, G., Evers, H.-D. & Wilkens, W. (1983). Die Suche nach Sicherheit: Kombinierte Produktionsformen im sogenannten informellen Sektor. *Zeitschrift für Soziologie*, 12, 281-296.
- Engel, F. & Nestmann, F. (1995). Beratung: Lebenswelt, Netzwerk, Institutionen. In H.-H. Krüger & T. Rauschenbach (Hrsg.), *Einführung in die Arbeitsfelder der Erziehungswissenschaft* (S. 177-188). Opladen: Leske + Budrich.
- Entzian, H. (1999). Die Pflege alter Menschen und die professionelle Pflege. Pflegewissenschaft und Lebensweltorientierung. In T. Klie & R. Schmidt (Hrsg.), *Die neue Pflege alter Menschen* (S. 93-120). Bern u.a.: Haupt.
- Filipp, S.-H. (1987). Das mittlere und höhere Erwachsenenalter im Fokus entwicklungspsychologischer Forschung. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (S. 375-411). Weinheim: Beltz.
- Filipp, S.-H. & Schmidt, K. (1995). Mittleres und höheres Erwachsenenalter. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch* (3.

- vollst. überarb. und erw. Aufl., S. 439-486). Weinheim: Beltz.
- Fischer, V., Eichener, V. & Nell, K. (Hrsg.). 2003 *Netzwerke – ein neuer Typ bürgerschaftlichen Engagements. Zur Theorie und Praxis der sozialen Netzwerkarbeit mit Älteren*. Schwalbach/Taunus: Wochenschau Verlag.
- Fischer-Rosenthal, W. (1990). Von der „biographischen Methode“ zur Biographieforschung: Versuche einer Standortbestimmung. In P. Alheit, W. Fischer-Rosenthal & E. Hoerning (Hrsg.), *Biographieforschung. Eine Zwischenbilanz in der deutschen Soziologie* (S. 11-32). Bremen: Universität Bremen.
- Fischer-Rosenthal, W. & Rosenthal, G. (1997). Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 17, 405-428.
- Friedemann, M.-L. (1996). *Familien- und umweltbezogene Pflege. Die Theorie des systemischen Gleichgewichts*. Bern u.a.: Huber.
- Frieling-Sonnenberg, W. (1997). Krankheit im pflegebedürftigen Alter. *Pflege*, 10, 23-28.
- Früchtel, F. & Budde, W. (2003). Familienkonferenzen oder: Ein radikales Verständnis von Betroffenenbeteiligung. *Sozialmagazin*, 28 (3), 12-16.
- Geister, C. (2002). Biografische Fallrekonstruktion in der Altersforschung am Beispiel pflegender Töchter. In A. Motel-Klingebiel & U. Kelle (Hrsg.), *Perspektiven in der empirischen Alter(n)ssoziologie* (S. 191-219). Opladen: Leske + Budrich.
- Germain, C. B. & Gitterman, A. (1983). *Praktische Sozialarbeit. Das „Life-Model“ der Sozialen Arbeit*. Stuttgart: Enke.
- Görres, S. & Friesacher, H. (1998). Pflegewissenschaft in Deutschland. *ZGerontolGeriat*, 31, 157-170.
- Grunow, D. (2000). Netzwerkanalyse: theoretische und empirische Implikationen. In H. J. Dahme & N. Wohlfahrt (Hrsg.), *Netzwerkökonomie im Wohlfahrtsstaat. Wettbewerb und Kooperation im Sozial- und Gesundheitssektor* (S. 303-336). Berlin: Sigma.
- Grunwald, K. & Thiersch, H. (Hrsg.). (2004). *Praxis lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern*. Weinheim, München: Juventa.
- Grunwald, K. & Thiersch, H. (2004a). Das Konzept lebensweltorientierter Soziale Arbeit – einleitende Bemerkungen. In K. Grunwald & H. Thiersch (Hrsg.), *Praxis lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern* (S. 13-40). Weinheim, München: Juventa.
- Gutierrez, L. M. (1995). Understanding the Empowerment process. Does Consciousness make a Difference? *Social Work Research*, 19, 229-237.
- Hass, W. & Petzold, H. G. (o.J.). Die Bedeutung sozialer Netzwerke und sozialer Unterstützung für die Psychotherapie – diagnostische und therapeutische Perspektiven. Internet unter www.mypage.bluewin.ch/gestalt/IT/sozialnetzwerke.htm (30.07.2004)
- Heinemann-Knoch, M. & Schönberger, C. (1999). Pflege in Einrichtungen. In B. Jansen et al. (Hrsg.), *Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis* (S. 629-644). Weinheim, Basel: Beltz.
- Herriger, N. (1997). *Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*. Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Hondrich, K. O. & Koch-Arzberger, C. (1992). *Solidarität in der modernen Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Hurrelmann, K. (1991). *Sozialisation und Gesundheit*. München: Juventa.
- Jakob, G. (1993). *Zwischen Dienst und Selbstbezug. Eine biografieanalytische Untersuchung ehrenamtlichen Engagements*. Opladen: Leske + Budrich.
- Jansen, B. (1997). Lebensweltorientierung und Häuslichkeit. In U. Braun & R. Schmidt (Hrsg.), *Entwicklung einer lebensweltlichen Pflegekultur* (S. 77-95). Regensburg: Transfer.
- Kade, S. (1994). *Altersbildung. Ziele und Konzepte*. Frankfurt/Main: DIE (Deutsches Institut für Erwachsenenbildung).
- Kade, S. (1994a). Individualisierung wider Willen – Lernen im Lebenshaushalt Älterer. In S. Kade (Hrsg.), *Individualisierung und Älterwerden* (S. 139-158). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Kade, S. (1997). *Die andere Geschichte. Spurensicherung im Vorruhestand*. Frankfurt/Main.
- Kaiser, A. (1994). Bildung und Lebenswelt. In Bistum Aachen (Hrsg.), *Weiterbildung im Alter* (S. 51-62). Neuwied: Luchterhand.
- Kaiser, H. J. (1983). Intervention im höheren Lebensalter. In W. D. Oswald & U. M. Fleischmann (Hrsg.), *Gerontopsychologie* (S. 119-144). Stuttgart: Kohlhammer.
- Kaplan, B. M. & Cowen, E. L. (1981). Interpersonal helping behavior of industrial Foremen. *Journal of Applied Psychology*, 66, 633-638.
- Kardorff, E. v. (2002). Soziale Arbeit und Soziale Dienste im Gesundheitswesen. In K. A. Chassé & H. J. v. Wensierski (Hrsg.), *Praxisfelder der Sozialen Arbeit. Eine Einführung* (S. 352-369). Weinheim, München: Juventa.
- Karl, F. (1994). Individualisierung und Polaritäten im Alter – Folgerungen für Bildungsangebote. In S. Kade (Hrsg.), *Individualisierung und Älterwerden* (S. 52-60). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Kaufmann, F.-X. (1984). Solidarität als Steuerungsform – Erklärungsansätze bei Adam Smith. In F.-X. Kaufmann & H. G. Krüsselberg (Hrsg.), *Markt, Staat und Solidarität bei Adam Smith* (S. 158-184). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Keupp, H. (1991). Sozialisation durch psychosoziale Praxis. In K. Hurrelmann & D. Ulich (Hrsg.), *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung* (4. neub. Aufl., S. 467-491). Weinheim, Basel: Beltz.
- Keupp, H. (1996). Empowerment. In D. Kreft & I. Mielenz (Hrsg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit* (4. Aufl., S. 164-166). Weinheim, Basel: Beltz.
- Kleiner, G. (2001). *Ambulante Rehabilitation im Alter. Der Stellenwert psychosozialer Orientierungen*. Frankfurt/Main: Mabuse.
- Klefbeck, J. (1998). Netzwerktherapie – eine Behandlungsmethode in Krisen. In B. Röhrle, G. Sommer & F. Nestmann (Hrsg.), *Netzwerkintervention* (S. 139-152). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Kleve, H. (2002). Systemische Kontextklärung in der sozialarbeiterischen Beratung. Handreichung zur Klärung des Kontextes in acht praktischen Schritten. *Sozialmagazin*, 27, 16-23.

- Klie, T., Roß, P.-S., Hoch, H., Heimer, F.-A. & Scharte, U. (2004). *Bürgerschaftliches Engagement und Ehrenamt in Baden-Württemberg. 1. Wissenschaftlicher Landesbericht 2002/2003*. Stuttgart: Sozialministerium Ba-Wü.
- Knopf, D. (1999). Biographie und Altenarbeit – Anmerkungen aus erwachsenenbildnerischer Sicht. In R. Evers, M. Kaiser, F. Kruthaup-Glitt et al. (Hrsg.), *Leben lernen. Beiträge der Erwachsenenbildung. Zum 65. Geburtstag von Gerhard Breloer* (S. 233-241). Münster: Waxmann.
- Kohli, M. & Künemund, H. (2001). Geben und Nehmen. Die Älteren im Generationenverhältnis. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 4, 513-528.
- Kondratowitz, H.-J. v. & Schmitz-Scherzer, R. (1999). Über den Alltag im Alter. In B. Jansen et al. (Hrsg.), *Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis* (S. 490-503). Weinheim, Basel: Beltz.
- Kruse, A. (1991). Interventionsgerontologie. In W. D. Oswald et al. (Hrsg.), *Gerontologie* (S. 284-290). Stuttgart: Kohlhammer.
- Kruse, A. (1995). Entwicklungspotentialität im Alter. Eine lebenslauf- und situationsorientierte Sicht psychischer Entwicklung. In P. Borscheid (Hrsg.), *Alter und Gesellschaft* (S. 63-86). Stuttgart: Hirzel.
- Kruse, A. & Schmitt, E. (1995). Formen der Selbständigkeit in verschiedenen Altersgruppen: Empirische Analyse und Deskription der Aktivitätsprofile. *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*, 8, 227-236.
- Kudera, W. (1995). Lebenslauf, Biographie und Lebensführung. In P. A. Berger & Sopp, P. (Hrsg.), *Sozialstruktur und Lebenslauf* (S. 85-105). Opladen: Leske + Budrich.
- Küster, E.-U. & Thole, W. (2004). Kinder- und Jugendarbeit im "Dickicht der Lebenswelt". Karriere, Missverständnisse und Chancen einer Metapher. In K. Grunwald & H. Thiersch (Hrsg.), *Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit* (S. 213-232). Weinheim, München: Juventa.
- La Gaipa, J. J. (1977). Interpersonal Attraction and Social Exchange. In S. W. Duck, (ed.), *Theory and Practice in interpersonal Attraction* (pp. 129-164). New York, London.: Academic Press.
- La Gaipa, J. J. (1990). The negative Effects of informal Support Systems. In S. Duck & R. C. Silver (eds.), *Personal Relationships and Social Support* (pp. 122-139). London u.a.: Sage.
- Laireiter, A. & Lettner, K. (1993). Belastende Aspekte sozialer Netzwerke und sozialer Unterstützung: Ein Überblick über den Phänomenbereich und die Methodik. In A. Laireiter (Hrsg.), *Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. Konzepte, Methoden und Befunde* (S. 101-111). Bern: Huber.
- Lazarus, R. S. (1966). *Psychological stress and the coping process*. New York: McGraw-Hill.
- Lehr, U. (1979). Gero-Intervention – das Insgesamt der Bemühungen, bei psychophysischem Wohlbefinden ein hohes Lebensalter zu erreichen. In U. Lehr (Hrsg.), *Interventionsgerontologie* (S. 1-49). Darmstadt: Steinkopff.
- Lehr, U. (2000). Geleitwort. In H.-W. Wahl & C. Tesch-Römer (Hrsg.), *Angewandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen* (S. V-VIII). Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Lehr, U. & H. Thomae (1987). *Formen seelischen Alterns. Ergebnisse der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA)*. Stuttgart: Enke.
- Lenz, A. (1996). Die Methode des „Networking“ im Rahmen der Trennungs- und Scheidungsberatung. *Neue Praxis*, 26, 301-313.
- Lenz, A. (2001). Lebenswelt und Empowerment – gemeindepsychologische Perspektiven. In M. Kriisor, H. Pfannkuch & K. Wunderlich (Hrsg.), *Gemeinde, Alltag, Ressourcen. Aspekte einer subjektorientierten Psychiatrie* (S. 12-41). Lengerich u.a.: Pabst Science Publishing.
- Litwak, E. (1985). *Helping the Elderly. The complementary Roles of Informal Networks and formal Systems*, New York, London: Guilford Press.
- Lüscher, K. (2000). Die Ambivalenz von Generationenbeziehungen – eine allgemeine heuristische Perspektive. In M. Kohli & M. Szydlik (Hrsg.), *Gesellschaftliche Generationen, familiäre Generationen* (S. 138-161). Opladen: Leske + Budrich.
- Lüscher, K. & Liegle, L. (2003). *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Mayer, K. U. (1987). Lebenslaufforschung. In W. Voges (Hrsg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung* (S. 51-73). Opladen: Leske + Budrich.
- Meinhold, M. (1988). Intervention in der Sozialarbeit. In G. Hörmann & F. Nestmann (Hrsg.), *Handbuch der psychosozialen Intervention* (S. 70-80). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Müller-Kohlenberg, H. (1992). Laienhilfe – die bessere Alternative? In S. Müller & T. Rauschenbach (Hrsg.), *Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif* (2. unv. Aufl., S. 185-194). Weinheim, München: Juventa.
- Nadler, A. (1990). Help-Seeking Behavior as a Coping Resource. In M. Rosenbaum (ed.), *Learned Resourcefulness on Coping Skills, Self-Control and adaptive Behavior* (pp. 127-162). New York: Springer.
- Nittel, D. (1999). Erziehungswissenschaften/ Pädagogik. In B. Jansen et al. (Hrsg.), *Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis* (S. 356-369). Weinheim, Basel: Beltz.
- Nestmann, F. (2004). Ressourcenarbeit. In K. Grunwald & H. Thiersch (Hrsg.), *Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit* (S. 69-85). Weinheim, München: Juventa.
- Offe, C. (2002). Reproduktionsbedingungen des Sozialvermögens. In Enquête-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“, Deutscher Bundestag (Hrsg.), *Bürgerschaftliches Engagement und Zivilgesellschaft* (S. 273-282). Opladen: Leske + Budrich.
- Olbrich, E. (1995). Möglichkeiten und Grenzen der selbständigen Lebensführung im Alter – Einführung und Überblick. *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*, 8, 183-198.
- Olk, T. (1992). Zwischen Hausarbeit und Beruf. Ehrenamtliches Engagement in der aktuellen sozialpolitischen Diskussion. In S. Müller & T. Rauschenbach (Hrsg.), *Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif* (2. unv. Aufl., S. 19-36). Weinheim, München: Juventa.
- Opitz, H. (1998). *Biographie-Arbeit im Alter*. Würzburg: Ergon.

- Otto, U. (1995). *Seniorenengossenschaften. Modell für eine neue Wohlfahrtspolitik?* Opladen: Leske + Budrich.
- Otto, U. (2003). *Der Stellenwert von Reziprozität. Anmerkungen zu Austauschrechnungen in zwischenmenschlicher Hilfe.* (Internetpublikation unter <http://w210.ub.uni-tuebingen.de/dbt/volltexte/2003/689>).
- Otto, U. (2003a). Wie weit tragen sie wirklich? Empirische Befunde zu Unterstützungspotenzialen sozialer Netze und entsprechenden Bedarfs- und Bedürfnislagen bei älteren Menschen. In T. Klie, R. Schmidt u.a. (Hrsg.), *Entwicklungslinien im Gesundheits- und Pflegewesen. Die Pflege älterer Menschen in system- und sektorübergreifender Perspektive* (hgg. vom FB IV der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie; S. 77-110, Frankfurt/Main: Mabuse.
- Otto, U. (2005). *Netzwerkförderung als sozialpädagogisches Paradigma. Am Beispiel der Arbeit mit Älteren.* In Vorbereitung.
- Otto, U. & Bauer, P. (2004). Lebensweltorientierte Soziale Arbeit mit Älteren. In K. Grunwald & H. Thiersch (Hrsg.), *Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit* (S. 195-212). Weinheim, München: Juventa.
- Otto, U. & Schweppe, C. (1996). Individualisierung ermöglichen – Individualisierung begrenzen. In C. Schweppe (Hrsg.), *Soziale Altenarbeit. Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter* (S. 53-74). Weinheim, München: Juventa.
- Prilleltensky, J. (1994). Empowerment in Mainstream Psychology. Legitimacy, Obstacles and Possibilities. *Canadian Journal of Psychology*, 48, 358-375.
- Rappaport, J. (1985). Ein Plädoyer für die Widerspruchlichkeit: Ein sozialpolitisches Konzept des 'empowerment' anstelle präventiver Ansätze. *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, 17, 257-278.
- Rappaport, J. (1986). Collaborating for Empowerment. Creating the Language of mutual Help. In H. Boyte & F. Riessman (eds.), *The new Populism. The Politics of Empowerment* (pp. 64-76). Philadelphia: Templeton University Press.
- Rappaport, J. et al. (1984). *Studies in Empowerment. Steps toward Understanding and Action.* New York: Haworth Press.
- Rauschenbach, T., Müller, S. & Otto, U. (1992). Vom öffentlichen und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamtes. In S. Müller & T. Rauschenbach (Hrsg.), *Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif* (2. unv. Aufl., S. 223-242). Weinheim, München: Juventa.
- Roberts, E. L. R. & Bengtson, V. L. (1990). Is intergenerational Solidarity an unidimensional Construct? A second Test of a formal Model. *Journal of Gerontology*, 45, 12-30.
- Röhrle, B. (1994). *Soziale Netzwerke und Soziale Unterstützung.* Weinheim: Beltz.
- Röhrle, B. & Sommer, G. (1998). Zur Effektivität netzwerkorientierter Interventionen. In B. Röhrle, G. Sommer & F. Nestmann (Hrsg.), *Netzwerkintervention* (S. 13-50). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Rook, K. S. & Schuster, T. L. (1996). Compensatory Processes in the Social Networks of older Adults. In G. R. Pierce, B. R. Sarason & I. G. Sarason (eds.), *Handbook of Social Support and the Family* (pp. 219-148). New York: Plenum Press.
- Rosenbaum, M. (ed.). (1990). *Learned Resourcefulness on Coping Skills, Self-Control and adaptive Behavior.* New York: Springer.
- Rudinger, G., Rietz, C. & Schiffhorst, G. (1997). Aspekte der subjektiven und objektiven Lebensqualität: Zufriedenheit und Kompetenz im Rahmen interdisziplinärer Modelle. *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*, 8, 263-272.
- Saup, W. (1993). *Alter und Umwelt. Eine Einführung in die ökologische Gerontologie.* Stuttgart: Kohlhammer.
- Schachtner, C. (1996). Die Ressourcenorientierung in der Pflege. Ein Beitrag zur Zukunft der Pflege in Theorie und Praxis. *Pflege*, 9, 198-206.
- Scheffel, F. (2000). *Lebenswelt in der Pflege. Anforderungen an die berufliche Pflege.* Lage: Hans Jacobs.
- Schmerl, C. & Nestmann, F. (1990). Das Geschlechterparadox in der Social Support Forschung. In C. Schmerl & F. Nestmann (Hrsg.), *Ist Geben seliger als Nehmen?* (S. 7-35). Frankfurt/Main: Campus.
- Schmidt, R. (1997). *Krise und Perspektiven Sozialer Arbeit mit älteren Menschen.* Regensburg: Transfer.
- Schmidt, R. (2001). Pflege demenzkranker Menschen – eine der größten Herausforderungen. *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit*, 52 (3), 96-99.
- Schmidt, R. & Klie, T. (1998). Neupositionierung Sozialer Arbeit mit alten Menschen? *ZGerontolGeriat*, 31, 304-312.
- Schulze, T. (2002). Biografieforschung und Allgemeine Erziehungswissenschaft. In M. Kraul & W. Marotzki (Hrsg.), *Biografische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biografieforschung* (S. 22-48). Opladen: Leske + Budrich.
- Schwartz, S. H. & Howard, J. A. (1982). Helping and Cooperation: a self-based Motivational Model. V. J. Derlega & J. Grzelak (eds.), *Cooperation and Helping Behavior. Theories and Research* (pp. 327-353). New York u.a.: Academic Press.
- Schweppe, C. (1996). „Biografie“ als Grundkategorie der Theorie und Praxis sozialer Altenarbeit. In C. Schweppe (Hrsg.), *Soziale Altenarbeit. Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter* (S. 249-259). Weinheim, München: Juventa.
- Schweppe, C. (2000). *Biographie und Alter(n) auf dem Land.* Opladen: Leske + Budrich.
- Sickendiek, U., Engel, F. & Nestmann, F. (1999). *Beratung. Eine Einführung in sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze.* Weinheim, München: Juventa.
- Simon, B. (1994). *The Empowerment Tradition in American Social Work. A history.* New York: Columbia University Press.
- Stark, W. (1989). *Lebensweltbezogene Prävention und Gesundheitsförderung. Konzepte und Strategien für die psychosoziale Praxis.* Freiburg/Br.: Lambertus.
- Stark, W. (1993). Die Menschen stärken. Empowerment als neue Sicht auf klassische Themen von Sozialpolitik und sozialer Arbeit. *Blätter der Wohlfahrtspflege*, 140, 41-44.
- Stark, W. (1996). *Empowerment. Neue Handlungsperspektiven in der psychosozialen Praxis.* Freiburg/Br.: Lambertus.

- Stark, W. (2002). Gemeinsam Kräfte entdecken. Empowerment als kompetenz-orientierter Ansatz in Organisationen. In A. Lenz & W. Stark (Hrsg.), *Empowerment in der Praxis*. Tübingen: dgvt-Verlag. Internet: www.orglab.de/qemp/empartkurzwst.pdf (30.09.2004).
- Straus, F. & Höfer, R. (1998). Die Netzwerkperspektive in der Praxis. In B. Röhrle, G. Sommer & F. Nestmann (Hrsg.), *Netzwerkintervention*. (Fort-schritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung Band 2, S. 77-95). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Szydlik, M. (2000). *Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern*. Opladen: Leske + Budrich.
- Tesch-Römer, C., Salewski, C. & Schwarz, G. (Hrsg.). (1997). *Psychologie der Bewältigung*. Weinheim: Beltz.
- Thiersch, H. (1986). *Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik*. Weinheim, München.
- Thiersch, H. (1992). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel*. Weinheim München: Juventa.
- Thiersch, H. (1995). *Lebenswelt und Moral. Beiträge zur moralischen Orientierung Sozialer Arbeit*. Weinheim, München: Juventa.
- Thiersch, H. (2002). Biographieforschung und Sozialpädagogik. In M. Kraul & W. Marotzki (Hrsg.), *Biografische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biografieforschung* (S. 142-156). Opladen: Leske + Budrich.
- Thomae, H. (1970). Theory of Aging and cognitive Theory of Personality. *Human Development*, 13, 1-16.
- Thomae, H. (1983). *Altersstile und Altersschicksale. Ein Beitrag zur differentiellen Gerontologie*. Bern: Huber.
- Thomae, H. (1996). *Das Individuum und seine Welt*. Göttingen: Hogrefe.
- Tietgens, H. (1992). Zum Vermittlungsprozess zwischen Altersforschung und Erwachsenenbildung. In W. Saup, H. Tietgens et al. (1992), *Bildung für ein konstruktives Alter* (S. 11-36). Frankfurt/Main: Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes. Internet unter: http://www.die-frankfurt.de/esprid/dokumente/doc-1992/saup92_01.pdf (26.09.2004).
- Treas, J. & Bengtson, V. L. (1987). The Family in Later Years. In M. B. Sussman & S. K. Steinmetz (eds.), *Handbook of Marriage and the Family* (pp. 625-650). New York, London: Plenum Press.
- Wahl, H.-W. (1988). Alltägliche Aktivitäten bei alten Menschen: Konzeptuelle und methodische Überlegungen. *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*, 1, 75-81.
- Wahl, H.-W. (1990a). Auf dem Wege zu einer alltagsbezogenen Gerontopsychologie. Teil I: Konzeptuelle und methodologische Rahmenbedingungen. *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*, 3, 13-23.
- Wahl, H.-W. (1990b). Auf dem Wege zu einer alltagsbezogenen Gerontopsychologie. Teil II: Beispielhafte Ansätze aus den Bereichen Kompetenz, Coping, Kontrolle und Attribution. *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*, 3, 191-200.
- Wahl, H.-W. (1991). „Das kann ich allein!“ *Selbständigkeit im Alter: Chancen und Grenzen*. Bern: Huber.
- Wahl, H.-W. (1998). Alltagskompetenz. *ZGerontolGeriat*, 31, 243-249.
- Wahl, H.-W. & Kruse, A. (1999). Aufgaben, Belastungen und Grenzsituationen im Alter, Gesamtdiskussion. *ZGerontolGeriat*, 32, 456-472.
- Wahl, H.-W. & Tesch-Römer, C. (1998). Interventionsgerontologie im deutschsprachigen Raum: Eine sozial- und verhaltenswissenschaftliche Bestandsaufnahme. *ZGerontolGeriat*, 31, 76-88.
- Wahl, H.-W. & Tesch-Römer, C. (2000). Einführende Überlegungen zu einer Angewandten Gerontologie. In H.-W. Wahl & C. Tesch-Römer (Hrsg.), *Angewandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen* (S. 3-11). Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Wendt, W. R. (1997). *Case Management im Sozial- und Gesundheitswesen. Eine Einführung*. Freiburg/Br.: Lambertus.
- Wirth, L. (1938). Urbanism as a Way of Life. *American Journal of Sociology*, 44, 1-24.
- Wissert, M. (1998). Grundfunktionen und fachliche Standards des Unterstützungsmanagements. *ZGerontolGeriat*, 31, 331-338.
- Zeman, P. (1998). Soziale Altenarbeit – aktuelle Orientierungen und Strategien. *ZGerontolGeriat*, 31, 313-318.
- Zeman, P. (1999). Probleme der Vernetzung von sozialen Diensten und Lebenswelt in häuslichen Pflegearrangements. In G. Naegele & R. M. Schütz (Hrsg.), *Soziale Gerontologie und Sozialpolitik für ältere Menschen. Gedenkschrift für Margret Dieck* (S. 375-387). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Zeman, P. & Schmidt, R. (2001). Soziale Altenarbeit – Strukturen und Entwicklungslinien. In Deutsches Zentrum für Altersfragen (DZA) (Hrsg.), *Expertisen zum Dritten Altenbericht der Bundesregierung, Band 3: Lebenslagen, soziale Ressourcen und gesellschaftliche Integration im Alter* (S. 235-282). Opladen: Leske + Budrich.